

BERENBERG



**Gian Carlo Fusco**  
**Die Unerwünschten**

**Als Amerika die Mafia  
nach Hause schickte**

Als der Zweite Weltkrieg zu Ende war, gingen die amerikanischen Sieger daran, ein altes Problem zu lösen: Was tun mit den Italienern, die die USA in eine blühende Landschaft des organisierten Verbrechens verwandelt hatten? Die Lösung bekamen viele Gangster zu spüren, als sie 1945 aus dem Gefängnis direkt in ihre alte Heimat Italien zurück verfrachtet wurden. Hier nahm man sie nicht mit offenen Armen auf. Legenden wie Lucky Luciano, gewohnt in Saus und Braus zu leben, landeten auf einer dünnen Insel oder in den beengten und überwachten Verhältnissen der Provinz. Gian Carlo Fusco, Entertainer, Schauspieler und ein noch zu entdeckender populärer Chronist der jüngeren italienischen Geschichte, hat ihre Geschichten aufgeschrieben. Ein ebenso merkwürdiges wie bitteres Kapitel, das nebenbei die Repatriierung der Mafia einleitet.





**Gian Carlo Fusco**  
**Die Unerwünschten**

Als Amerika die Mafia  
nach Hause schickte

mit einem Vorwort von  
Andrea Camilleri  
aus dem Italienischen von  
Monika Lustig

BERENBERG

**Unzählige Aufmärsche und Umzüge** hatten die Strassen von Rom bereits erlebt. Aber einen wie den vom März 1951 hatte man bis dato noch nicht gesehen, und auch späterhin nie mehr, nein, so einen wirklich nicht. Die knapp hundert Teilnehmer, alle jenseits der sechzig, stellten eine menschliche Fauna dar, die einem Zeichner wie George Grosz oder einem Studiosus wie Lombroso zur Freude gereicht hätte: Niedrige Stirn, Ohren wie *Blumenkohlkraut*<sup>1</sup>, verbeulte Schädel und riesige, behaarte Pranken. Eine Fauna, von der man sich anhand der Komparsen in DER PATE bestens ein Bild machen kann – zumindest in dieser Hinsicht erweist sich der Film als glaubhaft. Die Männer marschierten ganz einfach, sie schwenkten keine Fahnen und sangen auch keine Hymnen oder Lieder. Ein Lied jedoch hätte die Lage, in der sie sich befanden, besonders gut getroffen, nämlich *«Spaghetti, Hühnchen und Salat»*. Darin wird ein rauschendes, kostspieliges Leben in jungen Jahren in Detroit mit dem kargen und mühseligen Leben des Alters in der Heimat verglichen. Aber noch hatte Fred Bongusto dieses Lied nicht geschrieben. So begnügten sich die schweigsamen Manifestanten, angeführt von einem gewissen Frank Frigenti, hektographierte Zettel an die Bevölkerung zu verteilen, auf denen in einem nicht lupenreinen Italienisch ihre Forderungen zu lesen waren; sie waren gerichtet an die *warmherzige und grosszügige Seele seiner Exzellenz, des Abgeordneten Mario Scelba, Lieblings-*

---

<sup>1</sup> siehe Seite 54

*sohn von Christus, Ehre und Stolz des edlen Bodens von Trinakria*<sup>2</sup>; sowie an die amerikanische Botschafterin Clare Boothe Luce, *blonder Engel*, in deren Nachnamen selbst schon das Symbol jenes Hoffnungsstrahls eingeschrieben ist, den die Verstossenen mit der Zuversicht von Söhnen in sich tragen – bereit, mit ihrem eigenen Blut die empfangenen Wohltaten heimzuzahlen.

Aber wer waren diese *Verstossenen*?

Es handelte sich ausnahmslos um Ex-Gangster italienischer Herkunft vorwiegend um Pistolen-Männer, einfache Soldaten der Mafiaorganisationen, Handlanger, nichts weiter – Befehlsausführer, wie man heute sagen würde. Das und nichts anderes hatten sie in ihrem Leben getan; zu anderem wären sie gar nicht imstande gewesen. 1945 hatte die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika beschlossen, sich zeitgleich mit der Lieferung von Nahrungsmitteln aus dem Marshall-Plan dieser Männer zu entledigen und sie mit der Klassifizierung «Un-erwünschte» nach Italien zurückzuschicken. Auf mehreren Schiffen trafen sie ein, fast sechshundert an der Zahl. Sie hatten Wohnsitzpflicht, das bedeutete, jeder von ihnen musste in dem Dorf wohnen, in dem er geboren war, wo er aber nach über vierzig Jahren in der Ferne weder Verwandtschaft noch Freunde mehr hatte. Die meisten von ihnen waren illegal in die Vereinigten Staaten gekommen, weswegen sie auch keine Ersparnisse besaßen, oder wenn sie etwas hatten beiseitelegen können, sollte das in kürzester Zeit dahinschmelzen. Niemand war bereit, ihnen eine wie auch immer geartete Arbeit zu geben. Aus diesem Grund forderten sie nun finanzielle Unterstützung, eine Unterkunft, Hilfe jedweder Art. Eine Zeitschrift jener Tage nannte den Zug «den Marsch der müden Tiger». Doch durfte man ihnen für eine im Ausland geleistete Arbeit tatsächlich eine Arbeitslosenunterstützung zugestehen (über die Besonderheiten ihrer *Arbeit*, wenn man sie überhaupt so bezeichnen kann, will ich mich hier nicht auslassen)? Vielleicht wurde

---

<sup>2</sup> mythischer Name Siziliens

irgendein Bürokrat bedrängt, dieser feinsinnigen Fragestellung nachzugehen, die Angelegenheit blieb jedenfalls ohne Folgen. Ein Franziskanermönch schlug die Einrichtung eines sogenannten exklusiven Altersheims vor, wo die Ex-Gangster Aufnahme finden und ihre Tage mit Meditation und Beten verbringen könnten. Doch daraus wurde nichts, rein gar nichts. Bei ihnen handelte es sich um eine nicht nur ungeschützte Spezies, sondern auch um eine, die zur vorsätzlichen Ausrottung bestimmt war. «Und so also danken uns die *Ameriggani*, dass wir *sie* beim Landen auf Sizilien geholfen haben?», fragte mich eines Tages einer der «Unerwünschten», dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte, und schloss mit den bitteren Worten: «als armer Teufel und verrückt bin ich losgezogen, als armer Teufel und verrückt bin ich zurück.» Tatsache ist, dass die amerikanische Dankbarkeit für die direkte oder indirekte Hilfestellung bei der Landung (in Sizilien, N.d. Ü.) nur sehr wenigen, nur den mächtigsten und schlauesten Mafiosi zugutekam. Sie wurden zwar ebenfalls als *Unerwünschte* nach Italien zurückgeschickt, aber mit Privatvermögen (über deren Herkunft besser keine Nachforschungen anzustellen sind), weshalb sie sich ein angenehmes Leben leisten konnten, ja ein noch besseres als in den Vereinigten Staaten. Nehmen wir nur mal zum Beispiel den berühmten Lucky Luciano, über den es heisst, er sei im Juni 1943, also einen Monat vor der Landung der Alliierten, heimlich in Sizilien eingetroffen, um für die alliierten Truppen das Terrain zu sondieren. Beweise für diese Mission gibt es keine. Offiziell sass Luciano zur fraglichen Zeit im Knast von Dannemora zur Verbüßung seiner dreissigjährigen Haftstrafe ein. 1942 hatte sich der *Naval Intelligence* an ihn gewandt: «Es ging darum – schreibt Fusco –, der kriegführenden Nation die perfekte, engmaschige Hafenorganisation der Ehrenwerten Gesellschaft» dienstbar zu machen.» Luciano war auch hinter Gittern ein sehr mächtiger Mann und nahm das Angebot an. Die Mafia gelenkte Hilfsoperation gelang perfekt, innerhalb von nur zwei Monaten gingen die Fälle von Sabotage und kriegszersetzender Passivität um

siebzig Prozent zurück. Aus «*raccanuzenza*», aus Dankbarkeit, wurden Luciano die zwanzig Jahre Gefängnis, die er noch zu verbüssen hatte, gutgeschrieben. Mitte Februar 1946 wurde er nach Italien eingeschifft. Er lebte in Neapel, umgeben von schönen Frauen, Pferden und den Annehmlichkeiten der Luxushotels. Und starb 1962 auf dem dortigen Flughafen infolge eines Herzinfarkts.

Letztendlich gilt das Interesse von Gian Carlo Fusco – Journalist und vor allem grossartiger Erzähler – nicht den zwei, drei Männern, die wie Luciano von einer Sonderbehandlung profitierten. Fuscos lächelnde *Pieta* – ich wüsste nicht, wie anders es nennen – liess ihn seine Auswahl unter den Tigern mit den wenigsten Zähnen und besonders ausgedünntem Fell treffen. Und unter den Auserwählten war einer wie Frank Frigenti, der davon lebte, dass er gutgläubigen Journalisten oder solchen, die resigniert hatten (wie Fusco), jeweils ein paar Tausend Lire abknöpfte im Gegenzug für sein Versprechen, ihnen einen Aktenkoffer voll höchstexplosiver Papiere und kompromittierender Unterlagen zu verschaffen. Oder wie Lu (Napoleone) Grisafi, der, 1952 in die Heimat zurückgeschickt, vom Maresciallo der Carabinieri vor dem vollständigen Ruin gerettet wurde: Grisafi starb 1955 als Letzter im Zusammenhang mit einer rund dreissig Jahre währenden Blutfehde. Diesen *Unerwünschten* widmet Fusco die besten Kapitel seines Buchs; sie besitzen das Timbre und die Modi einer meisterhaften Erzählung, die mit unerschöpflichem Erfindergeist real existiert habende Personen so modelliert, dass sie wie erfundene Romanfiguren erscheinen. Die letzten Seiten sind einem *Unerwünschten* gewidmet, der eine ganz bestimmte Mafia in den Vereinigten Staaten bekämpfte und eine Niederlage einstecken musste: dem Livorneser Ezio Taddei. 1921 war er zu acht Jahren Gefängnis wegen nicht erwiesener Beteiligung an Sprengstoffattentaten verurteilt worden. Er stand kurz vor der Freilassung, als sie ihm wegen Anstiftung zur Revolte weitere fünf Jahre aufbrummen. Er wurde befreit und versuchte, in die Schweiz abzuhausen, wurde geschnappt



und kam erneut zwei Jahre in den Bau. Anschliessend verurteilten sie ihn zu vier Jahren Verbannung. 1938 gelang es ihm endlich, seinen Fuss auf Schweizer Boden zu setzen, und von dort ging's weiter nach Frankreich, von wo aus er sich im Jahr darauf als blinder Passagier nach Amerika einschiffte. 1944 veröffentlichte er in New York, in der Übersetzung von Samuel Putnam, einen laut Kritik ganz ausserordentlichen Roman mit dem Titel *The Pine Tree arid, the Mole*. Zu jener Zeit hatte er sich mit Carlo Tresca angefreundet, der wiederum die Zeitung *Il Martello* (Der Hammer) herausgab und aufs Schärfste gegen Generoso Pope polemisierte, einen Faschistenfreund und seinerseits Herausgeber des *Il Progresso Italo-Americano* (Der Italienisch-Amerikanische Fortschritt). 1943 wurde Tresca durch Revolverschüsse niedergestreckt. Taddei stellte private Ermittlungen an, und ein wahres Schlangennest kam ans Tageslicht: übelste Verbindungen zwischen Politik, Journalismus und Mafia. Das kostete ihn die Ausweisung aus den Staaten. Überdies war er Anarchist, und man weiss ja, dass die Amerikaner mit Anarchisten (wie war das noch mit Sacco und Vanzetti?) nie zimperlich gewesen sind.

**Andrea Camilleri**

## Vorwort eines Unerwünschten

**In der Lage, wo ich mich befinde**, möchte ich in erster Linie dem Chef des Einsatzkommandos von Mailand, Sr Dott. Mario Nardone, danken, für seine Geste als Mensch und auch als Amtsperson der italienischen Polizei! Sein kleiner Artikel im *Domenica del Corriere* hat mein Herz angeregt, nicht nur *mich*, sondern auch die vielen «Unerwünschten», die hier in Neapel sind! Jetzt hoffen wir, dass ziemlich viele Leser denken auf dieselbe Weise wie der Dott. Nardone, denn für mich und die anderen Unerwünschten scheint's doch, als haben wir eine Schlacht gewonnen, die erste Schlacht, das erste Hindernis, seitdem ich mich in Italien aufhalte, seit vierzehn Jahren! Glaubt mir, das sind mal lange Jahre des Leidens gewesen, allein mit dem Lieben Gott und dem eigenen Gewissen bei dem, was wir tagtäglich durchstehen müssen, um ein Leben voranzubringen (wenn wir es so nennen wollen) ohne ein Morgen, ohne einen Freund, ohne einen Trost, einen Verwandten, der dir eine kleine Hilfe gewähren könnte: ja, sprechen wir von Verwandtschaft, viele von uns haben da jemanden, einen Vetter oder so. Aber nach vierzig Jahren Amerika, da kommt von denen nicht mehr diese, wie soll ich sagen,

<sup>3</sup> Bereits in diesem Vorwort, wie in allen wörtlichen Reden der «Unerwünschten», soll der Versuch gemacht werden, die phonetischen Besonderheiten des Neapolitanisch-Sikulisch- Amerikanischen zumindest durch grammatikalische Popups oder anderes Herausstreichen dieses kodifizierten Slangs in seiner klangvollen Breite wiederzugeben, einschliesslich Grossschreibung nach Gefühl.

diese innige Zuneigung, Leider ist's nicht ihre Schuld, oder die von uns. Stellen wir es uns vor, wenn die also die Artikel in den Illustrierten, Klatschzeitungen und so weiter lesen, wo wir immer Gangsters gewesen sind, Mörder und anderes, da würd' ich ihnen gar nicht unrecht geben, denn sie glauben wirklich *an des*, was da geschrieben steht. So wollen sie uns nicht einmal sehen, auch weil sie uns wirklich nicht kennen. Wir haben Italien beinahe noch in Windeln verlassen, ja echt, ich kenne gut fünfzig, die haben ihren Aufbruch getan, wortwörtlich noch in Windeln! Aber nie dass ich mich erinnere, haben sie irgendeinen Artikel über unsere miserablen Bedingungen geschrieben, ohne Arbeit, ohne irgendwie Hilfe, und in unserem Alter, wo doch die Mehrheit von uns die fünfzig schon hinter sich gelassen hat! Also wer gibt uns schon eine Arbeit, eine Hilfe? Ich persönlich, also ich habe viele Jahre lang als *Führer* arbeiten müssen, man hat ganz *guut* verdient. Dann hatte ich eine angenehme Arbeit gefunden, aber während der Arbeiten für den Film *Der König von Poggioreale* hab ich einen schlimmsten Sturz erlitten, und den Bruch des linken Oberschenkels bekommen, wo das Bein kürzer geblieben ist um acht Zentimeter: und jetzt bin ich Hinkbein für den Rest meines Lebens. Aber, man macht weiter mit Courage und auch mit SONNE von NEAPEL!

Wollen wir paar Minuten lang vernünftig reden? Ich will ehrlich sein, es gibt Gesetze, ja das stimmt. In der Jugend da haben wir Fehler gemacht, und weil wir keine amerikanischen *Staatsbürger* waren, finden wir uns hier in Italien wieder! Jetzt, eben die andere Seite der Geschichte, wir alle haben unsere Schuld an die Gesellschaft bezahlt, aber noch ist diese Schuld nicht zu *Eende*. Ziemlich viele von uns können nicht in die anderen italienischen Städte gehen, wir sind «Unerwünschte», WIR haben ein richtiges *Regester*, und in diesem Buch existieren die Namen von allen, die in die Heimat nach Italien zurückgeschickt sind. Also, genau das ist, was geschieht. Kommen wir in eine Stadt wegen einer Arbeitsmöglichkeit, suchen wir eine kleine Bleibe, und schon geht

das wieder los, der Steckbrief<sup>4</sup> kommt in die Quästur. Erstes Ding, geschieht, bin ich mir sicher, kommt ein Maresciallo, ein ich weiss nicht, Brigadier und verlangt, *ihn* in der Quästur. Du kannst ganz beruhigt sein, der Ausweisungsschein liegt schon bereit, damit er wieder in sein Heimatdorf zurückgeschickt wird!

Der Heimatort (für fast alle uns) ist klein, sehr kleines Dorf und dort haben wir niemanden. Um euch eine Idee zu geben, in meinem Dorf existiert nicht ein Hotel, nicht einmal ein Wirtshaus. Was soll ich tun? Ich erinnere noch, zwei Jahre zurück, da hatte ich den Ausweisungsbescheid aus Rom. Als ich dann ins Dorf kam, übergab ich *es* dem Maresciallo der *Carabinieri*, und ich glaubte, dass damit gut wäre! Ich täuschte mich, ich weiss nicht woher die Befehle kamen, als der Maresciallo mir sagte: «Sie rühren sich nicht raus aus dem Dorf, verstanden hast du mich?» Und ich habe geantwortet: «Ja, ich habe verstanden, aber könnten Sie mir sagen, wo ich heute Abend schlafen soll und einen Schutzengel finde, der mir etwas zu essen gibt?» (Ich hatte nicht einmal gefrühstückt, denn in meiner Hosentasche befanden sich exakt siebenzig Lire). Er antwortete mir mit den Worten, dass er daran nicht interessiert ist, nur eines interessiert ihn: dass ich nicht das Dorf verlasse. Ich erinnere nicht mehr genau, ob ich lange im Dorf abwartete, nur dass ich einen langen Spaziergang von 9 *KL* machte, daran erinnere ich mich, um nach Benevento zu gelangen. Was sollte ich bloss in meinem Heimatort machen, ohne die Bekanntschaft von jemandem, ohne eine Pension? Nur ein Paar Eselchen und ein paar Dutzend Hühner sind noch übrig! Nein, darüber will ich wirklich nicht reden, ich will, dass die Leute wissen: Wir haben jene Schuld bezahlt, warum also uns weiter in die Öffentlichkeit zerren, was nichts anderes tut, als uns Misslichkeiten zu besorgen, vor allem mit der italienischen Polizei. Ich könnte sagen, dass in Italien zwei, drei Persönlichkeiten leben, die nicht nur was das

---

<sup>4</sup> hier «schedina», eigentlich nur der Zettel, vor allem aber der Tippschein, Lottozettel!

Geld angeht, gut dastehen, sondern auch die Freunde in Amerika haben sie nicht im Regen *stehn* gelassen, Auch weil ihre Familien gut situiert sind, Aber mit all dem versichere ich euch, haben sie vergessen, was es heisst, einmal herzlich zu Lachen, Es ist nicht mehr ihr Land, um euch eine Idee zu geben, Ich denke auf Amerikanisch, und wenn mir nachts ein Traum unterkommt, den wickle ich dann auf Amerikanisch ab! Und noch einmal, ich will ehrlich sein, wir haben Fehler gemacht, Aber ich versichere euch, dass wir meistens nicht echte *Delenquenten*, Gangster, Mörder sind, wie man in der Mehrheit hier in Italien von uns denkt! Denn die Hefte, Zeitungen usw. sprechen nicht von den Leiden, von denen, die Selbstmord begangen haben, die Presse spricht nicht über die, wo im Irrenhaus hocken, viele haben kein Dach überm Kopf, sie sprechen nicht über Nicola Michels, der für sein Dasein in einem kleinen Hundezwinger arbeitete und zusammen mit den Hunden und Katzen schlief, irgendwo in Neapel, zwölf Jahre lang, und jetzt steckt auch er im Irrenhaus von *Capodichinio!*

Wenn dieser arme Teufel eine kleine Hilfe gehabt hätte, wäre er heute mitten in der Gesellschaft, wohin er wirklich gehört, denn er hat den Beweis geliefert, dass er wirklich Lust hatte zu arbeiten und man ihn in Frieden lassen soll! Ich bin mir auch ganz sicher, das italienische Publikum hat keine Kenntnis von diesen Tatsachen. Ganz ernsthaft könnte ich auch versichern, dass von den mehr als sechshundert in die Heimat nach Italien Zurückgeschickten gerade mal sechs oder sieben sich hinter Gittern befinden, zwangsläufig, leider, von Elend und Hunger dorthin getrieben. Warum schreiben die Journalisten nicht von denen, die sich in den Krankenhäusern wegen Unterernährung befinden? Haben die Zeitungsschreiber je von dieser Angelegenheit geschrieben, von dieser lebenslänglichen Strafe, die angefangen hat, wenige Monate nachdem der Krieg im Jahr 1945 zu Ende war!

Es sind siebzehn Jahre Leid und Qual, für mich und andere, ich versichere euch, es ist schlimmer als der Knast! Das erste Schiff, ein

SCHWEDISCHER Dampfer (die GRIP SHOLN), ist von New York mit einer Ladung von über fünfhundert Unerwünschten in See gestochen, und von denen kenne ich zwei, die sind in Neapel, auf der Strasse (sie haben über sechzig Jahre auf dem Buckel) – ein anderer hat sich umgebracht, 1950 war das, und noch ein anderer ist in einem römischen Krankenhaus gestorben.

Wir haben fast alle in einem Alter erreicht, wo wirklich nichts mehr zählt!

Wir finden uns in der Atomic-Zeit<sup>5</sup>, über Freiheit wird geredet, aber könnt ihr uns als frei bezeichnen. Besonders, wenn nicht mal möglich, für einen Teller *pasta e fagioli* am Tag zu arbeiten, um unser Hunger zu stillen.

Wir haben noch wenige Tage übrig von unserem Leben, Ich wünsche, dass wir in Frieden sterben dürfen.

### Nick Marzo

Ein aus den USA als «Unerwünschter» in die  
Heimat Zurückgeschickter. Im Jahr 1948

---

<sup>5</sup> «era atomeca» (!!)

# 1

**Sizilianer sind geradezu versessen auf Eis**, das ist allgemein bekannt. Ganz besonders die Palermitaner. Ein Sorbet vor der Nase, schmelzen auch die Raubeiner unter ihnen dahin. In Palermo, in der Gegend um den alten Markt, der «Vucciria», existiert seit Urzeiten ein Kuriosum von Eisdielen, ein grosser, schmuckloser Raum, in dem massive Männer mit harschen Umgangsformen schweigsam über Marmortischchen gebeugt ihr Frühstück zu sich nehmen. Es besteht aus frischem Weissbrot und Maiglöckchen-Eis, wenn sie nicht das mit Zimtgeschmack vorziehen. Das sind typisch orientalische Geschmacksrichtungen, wie sie tausend Jahre nach der arabischen Herrschaft über die Insel noch immer lebendig sind.

Vor einem halben Jahrhundert kurz vor dem Tripolitanien-Krieg verriegelte ein Palermitanischer Eismacher, dessen Geschäfte von Tag zu Tag schlechter gingen, seinen Eisladen in einer Gasse in der Nähe der Piazzetta dello Spasimo, im dicht bevölkerten Stadtteil Kalsa. Er hatte ein bisschen Geld zusammengekratzt, um mit Frau und vier Kindern in die Vereinigten Staaten auszuwandern. Zu jener Zeit begünstigte die liberale Politik, die auf den «Export von Arbeitskräften» baute, die Auswanderung aus dem Süden.

Der Eismann hiess Giuseppe Valente. Nach vielerlei Wechselfällen gelang es ihm schliesslich, mithilfe gewisser Landsleute vor Ort, einen kleinen, bescheidenen Laden mit einem winzigen Werkstatttraum aufzumachen. Das war in der Zone der Kings in Brooklyn. Er war beseelt von

der grossartigen Idee, den Sizilianern von *Little Italy* das berühmte Maiglöckchen-Eis zu verkaufen. Das Heimweh nach der fernen Insel, davon war er felsenfest überzeugt, würde ihm eine Menge Kundschaft beschere. In Wirklichkeit musste er bald schon feststellen, dass seine Sorbets im Eisbottich blieben. «Wem wollt Ihr die bloss verkaufen, Gevatter Pep-pino?», fragte ihn einer. «Die schmecken doch nach Brillantine!»

Also stellte er die Produktion um und begann, mit dem Holzspatel die übliche *ice-cream* zu rühren. Von da an liefen die Geschäfte besser. Aber von dem Maiglöckchen-Eis behielt er ausser der Riesenenttäuschung noch etwas anderes bei. Einen Spitznamen nämlich, der viel besser zu einer Balletttänzerin oder einem lustigen Mädchen gepasst hätte als zu einem massigen Vierzigjährigen mit ergrauenden Schläfenkoteletten, nämlich «Lily», was die Abkürzung des englischen Worts für Maiglöckchen war, nämlich *lily-of-the-valley*.

Joe Lily Valente starb an einer Angina Pectoris, 1928, am Vorabend der grossen Wirtschaftskrise. Er hinterliess seiner Witwe, Carmela –, die bescheidenen Ersparnisse eines ehrlichen Arbeitslebens. Die Landsleute, die mit Trauermiene durchs Zimmerchen defilierten, wo der Leichnam aufgebahrt war, verständigten sich flüsternd, dass auch die Übeltaten seines ältesten Sohns Nicola, in Unterweltkreisen besser bekannt als Lily Valentino, dem Herzleiden des guten Mannes sicherlich Vorschub geleistet hätten. Der sass zu dieser Zeit wegen Körperverletzung seine zwei Jahre Haft im schlimmen Knast von Dannemora ab.

Lily Valentino (er selbst hatte seinen Nachnamen auf diese Weise verunstaltet, überzeugt, auf diese Weise eine Ähnlichkeit mit dem berühmten apulischen Schauspieler herzustellen) war damals siebenundzwanzig Jahre alt und spazierte mit karierten Anzügen, Schlips, weissen Gamaschen, gefüttertem Homburger im Winter, Strohhut im Sommer umher. Es war nicht nötig, sein Jackett zu befühlen, um zu begreifen, dass er einer der vielen bewaffneten Kleinkriminellen der Unterstadt



war, die für zwanzig Kröten jedes krumme Ding erledigten. Als er Mitte 1929 aus Dannemora entlassen wurde, war er noch kein *slayer*, kein Mörder. Als Bezahlung für seine Dienste als Fahrer oder Schmierensteher bei drei oder vier Coups hatte er ein paar Banknoten anknabbern dürfen, das ja. Aber in eigener Person hatte er sich noch keines Mordverbrechens schuldig gemacht. Das widerfuhr ihm, als er in der Zeit von 1930 bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs eine gewisse Anzahl von Jobs als Auftragskiller im Dienste von unsichtbaren «hohen Tieren» übernahm. Er stand in vorderster Front unter den «Jungs» von Costello, während der heftigen Schlachten, die dem Ende der Prohibition vorausgingen, in den Schützengräben des North River und der Upper Bay in New York.

1935 wurde er von den *G-men* des Richters Thomas Dewey gejagt, der fest entschlossen war, Brooklyn und Manhattan von den «Organisationen» zu säubern, die auf *Gewerkschaftsschutz*, Drogen und Prostitution spezialisiert waren. Als ihn die Jahre – er war bereits über vierzig – schon etwas weichgeklopft hatten, wurde er kurze Zeit später, als sogar Bossen wie Costello, Adonis, Luciano, Accardo und Anastasia das Lachen verging, zusammen mit ein paar «Kollegen» von Staatsanwalt Burton Turkus gnadenlos in die Mangel genommen. Der hatte es sogar geschafft, Typen wie Kid Twist Reles, Statthalter einer Bande von «Totschlägern», genannt die «Anonyme Mördergesellschaft», zum Singen zu bringen.

Auch er, Valentino, hätte in jenen «vermaledeiten Tagen» auf dem «Stuhl» landen können, was Happy Maione, Dasher Abando, Pittsburgh Phil und Bugsy Goldstein, seinen Mitstreitern in der finsternen Armee der bezahlten Killers, widerfahren war. Er hatte aber Glück und kam mit zehn Jahren Sing Sing davon. Als die Zeitungsschreier des *Brooklyn Eagle* durch die Strassen eilten und die Sonderausgabe über Pearl Harbor schwenkten, wanderte er hinter Schloss und Riegel. Und er kam wieder frei, als in Korea Waffenstillstandsverhandlungen ge-

führt wurden. Eines Morgens im Jahr 1952 begleiteten ihn zwei riesige und schweigsame *detectives* zu einem der zahlreichen Docks, die wie die Tasten eines Klaviers im Hafen von Manhattan aufgereiht sind. Dort verfrachteten sie ihn auf den ersten Dampfer, der Richtung Italien auslief. Es dämmerte, als das Schiff in See stach. Auf der dunklen Plattform von Bedloe's Island erschien die Freiheitsstatue, den Arm in den Himmel gestreckt, wie der Schatten einer traurigen Vergangenheit. Der lichterhelle Atem der Metropole stieg hinauf zu den Wolken und verwandelte sie in einen rötlichen Baldachin. Lily Valentino kamen die Tränen, als das Schiff auf offener See war. Seit dem Augenblick, da die Anker quietschend an Deck gezogen worden waren, hiess er wieder Nicola Valente, Sohn des Giuseppe und der –, Carmela, geboren am 23. Februar 1901 in Palermo. Ein Fünfzigjähriger, der aussah, als habe er mehr als sechzig auf dem Buckel. Gewissensbisse plagten ihn, und schreckliche Einsamkeit benagte seine Lebenskräfte.

In Palermo angelangt, ging er in sich und entdeckte unter der harten Kruste der in zwanzig Jahren angehäuften Missetaten zu seinem grössten Erstaunen ausgerechnet jenen Beruf, den sein Vater ihm in seinen Jugendjahren beigebracht hatte. Die Handgriffe, die kleinen Berufsgeheimnisse, die Zutaten, die Essenzen und die Dosierungen nahmen in seiner Erinnerung immer deutlichere Formen an. Die Herstellungsmethoden waren seither völlig anders geworden. Keine Eisbottiche mit Handkurbel, kein grobes Salz noch Eisspachtel zum Vermengen mehr. Alles wie weggefegt von den glänzend chrombeschlagenen Kühltheken, in denen die Elektrizität brummte und summtete. Aber etwas von den alten Zeiten war doch geblieben. Die Kunst, die Mischungen zuzubereiten, die Geschmacksrichtungen in Einklang zu bringen, den «Stücken» verlockende Farben und ansprechende Formen zu verleihen. Die Rezepte der berühmten «gefüllten Modelle», der klassischen «doppelten Mousses», jene «Fruchtschnitte», sie alle hatten in der ersten fernen

Nachkriegszeit zahlreiche Kundschaft in das Lädchen von Vater Peppino in der 22<sup>nd</sup> Avenue der Kings gelockt. Drei- oder viertausend Dollar waren in den Tiefen der Taschen zurückgeblieben. Ein junger Arbeiter, für geringen Lohn, war rasch gefunden. Es genügte, ein kleines Ladenlokal ausfindig zu machen, nicht zu teuer und nicht zu abgelegen...

In seiner kleinen Gelateria, in der Gegend von Via Scinä, lernte ich an einem Abend im September 1958 Nicola Valente kennen, den ehemaligen Lily Valentino mit der 45er, der nicht lange fackelt. Im weissen Kittel stand er hinter seiner azurblauen Theke und schaute mehr als ernsthaft drein, während er mit dem Schäufelchen Eis in die Waffeleistüten füllte. Hin und wieder versank sein Arm in einem der kälte dampfenden Becken und brachte *cassate*, *tartuffi* oder *Broadway-Schnitten* zum Vorschein. Seine Spezialität. Er war fast vollständig kahl. Eine milchige, schlaffe Haut, typisch für ehemals dicke Menschen, hing ihm um die knöchigen Unterarme. Seine Hände waren die eines viel stattlicheren, stärkeren Mannes, durch einen chirurgischen Wundertrick an die Handgelenke drangepflanzt, und wegen des ständigen Kontakts mit dem Eis wirkten sie wie verbrannt.

«Don Nicola, ich stelle Euch hier einen liebenswerten Freund vom Festland vor», sagte der geschätzte «Gentleman», der sich erboten hatte, mich mit ihm bekannt zu machen. «Ich lege ihn Euch ans Herz, als wäre er mein eigen Fleisch und Blut!»

Von hinter der Theke traf mich ein wohlwollenderer, aber wacher Blick; dann hob Valente ein paar Deckel in die Höhe und beugte sich nach vorn, um die Arbeit der automatischen Eismischmaschine zu kontrollieren.

«Soweit ich vermag, bin ich Euch zu Befehl», brummelte er, ohne die Augen von der Eistheke zu nehmen.

«Ihr müsst ihm etwas erzählen», sagte unser Mittelsmann. Und fügte etwas verlegen hinzu: «Wisst Ihr, etwas aus der Zeit, als Ihr *dort unten* wart...»

Über das faltige Gesicht des Eishändlers huschte ein Schatten der Verärgerung. Sein Blick durchbohrte mich, als er schliesslich sagte: «Dort unten? Wer interessiert sich schon für tote Mäuse in zugemauerten Kloaken?»

«Mein Freund hier, den interessiert das», erklärte mein Bürge. «Er arbeitet für Zeitungen und beabsichtigt, gewisse Geschichten zu schreiben. Ihr mit Eurer Erfahrung, Ihr könntet ihm da von Nutzen sein. Er will Euch nicht zur Last fallen. Ihm genügt das, was Ihr ihm ohne grösseren Aufwand erzählen könnt. Hab ich mich klar ausgedrückt, Don Nicola?»

Valente schwieg. Er schien einen Augenblick lang wie versteinert, fast feindselig gestimmt. Seine verbrannten Pranken bearbeiteten die Chrombeschläge mit einem Lappen. Er gab dem Ladenjungen, der aus dem Nebenraum hervorlugte, eine Anweisung und füllte eine «Alle-Sorten-Eistüte» für ein Gör mit roten Haaren, das es sehr eilig hatte. Schliesslich sagte er: «Hier sind wir unter Ehrenmännern. Wir werden sehen, wie wir uns einigen können.»

Der Vermittler führte sich ein Stückchen *cassata* zu Gemüt und ging mit einem Augenzwinkern, das auf mich beruhigend wirken sollte, wieder seines Wegs. Ich blieb, setzte mich an eins der zwei runden Tischchen aus Eisenblech und wartete. Kurz nach Mitternacht begann das Leben im Stadtviertel zu erlahmen. Einige wenige sizilianisch parlierende Paare strebten nach der Kinovorstellung eilends nach Hause. Der Eismacher beachtete mich nicht. Nachdem er die Theke aufgeräumt und die Einnahmen gezählt hatte, zog er seine dicke Uhr aus der Hosentasche und warf einen Blick darauf. Dann ging er zur Ladentür, verweilte dort, nach rechts und nach links schielend, eine halbe Minute und rief schliesslich in Richtung des Nebenraums, verborgen hinter einem Vorhang: «Ciccio, beeil dich, es ist an der Zeit!»

Rasch schlüpfte der Ladenjunge hervor, während der Chef seelenruhig ein Jackett mit Hahnentrittmuster überzog. Dann nahm er aus

einer Ecke eine Eisenstange und zog damit das Rollgitter zur Hälfte runter. Er hatte mich nicht einmal aufgefordert, darunter durchzukriechen, ich tat es aus eigenem Antrieb. Er ging nochmals hinein, um das Werkzeug zurückzustellen, dann zwängte er sich unter dem Gitter durch und zog es mit einer brüskten, fast wütenden Bewegung hinunter, dass es gegen den Bordstein schlug, führte noch ein grosses Vorhängeschloss durch die Ringe, steckte den Schlüssel in die Tasche und sah zum Himmel. Erst jetzt schien er meine Gegenwart zu bemerken. «Wollen wir uns in Bewegung setzen?», grummelte er.

Wortlos und in aller Ruhe machten wir uns auf den Weg. Mein Anliegen schien ihn nicht zu kümmern. Er führte mich durch schlecht-beleuchtete Gassen und längst verwaiste Strassen. Wir gingen die Via Scinä hinunter, immer noch ohne den Mund aufzumachen, bis wir an der Piazza Castelnuovo waren, den finsternen Koloss des Theaters Politeama Garibaldi hinter uns lassend. Spärlich tauchten von Zeit zu Zeit Passanten aus der Via Ruggiero Settimo auf.

Der eine oder andere Windstoss brachte die Palmen am Ende der Piazza zum Schwanken.

«Auf dieser Seite, dort hinten gibt es Taxis und *Karren*, ich meine natürlich Karossen», sagte Don Nicola mit einem Mal. «Was meint Ihr, wohin sollen wir uns chauffieren lassen, damit wir ein paar Worte in Ruhe wechseln können?»

«Nun, vielleicht zu meinem Hotel...»

«Und welches sollte das sein?»

Ich nannte ihm den Namen. Er verzog den Mund; es passte ihm nicht. Er dachte ein Weilchen nach; dann, mit einem Gesicht, als wollte er mir einen Vorschlag machen, beschied er: «Es ist ja nicht wichtig, dass wir uns irgendwo einschliessen. Die Luft heute Abend ist gut. Nehmen wir einen Wagen und lassen uns Richtung Hotel kutschieren. Dann setzen wir uns an der Marina nieder, wo die *Ställe* sind, verzeiht, ich meine die Baracken des Vergnügungsparks. Dort können wir ein biss-

chen frische Luft schnappen, Überlegungen anstellen, und niemand wird uns belauschen.»

Eine knarrende Kutsche brachte uns bis zum Foro Italico, fuhr über das grosse Rechteck, das die Via Maqueda und die Via Lincoln formt. Er hatte die Münzen schon abgezählt, die er am Ziel dem schläfrigen Kutscher in die Hand drückte. Wir machten es uns auf einer Sitzbank bequem und liessen uns die Seeluft um die Nase wehen. Der Himmel war überzogen von funkelnden Krümeln. Das Meer bewegte sich leise, von Zeit zu Zeit wehte ein starker Geruch nach Algen herüber.

«Also», sagte er dann, geradeaus schauend, «womit kann ich Euch dienen?»

«Mehr oder weniger, Don Nicola, wisst Ihr ja, um was es geht», erwiderte ich ein wenig verschüchtert. «Ich arbeite als Journalist, und gewisse italienisch-amerikanische Geschichten, besonders die sizilianischen, Ihr versteht, was ich meine, interessieren mich über die Massen. Seit mindestens zwanzig Jahren strecke ich meine Fühler danach aus. Ich glaube einfach, sie sind es wert, dass man sich gründlich damit auseinandersetzt.»

Er verharrte weiterhin im Profil, die Lippen verzogen zu einer leichten Grimasse. Die schweren Hände auf seinen Knien sahen aus wie gehäutet. «Nun denn», sagte er, «Ihr wollt also über Sachen von dort unten schreiben.» Er machte eine Pause, dann drehte er sich abrupt zur Seite und sah mich an. Schliesslich sagte er: «Die Geschichten der Mafiosi treffen den Geschmack der braven Christen. Auch im Kino! Das *ticchet*, verzeiht, ich meine das Billett kostet wenig und der Toten sind viele! *It saunds gud*, wie die Amerikaner sagen. Es ist ein gutes Business!»

Wieder zeigte er sich im Profil, während er weitersprach:

«Jedem passiert es zwei oder drei Mal im Leben, dass er Lust hat, einen umzubringen. Einen Geschäftspartner, einen Vorgesetzten, der ihm Hiebe auf den Rücken verpasst, einen reichen Bonzen, der keinen Cent rausrücken will, vielleicht sogar die eigene Ehefrau. Aber dann

denkt er an das *calaboose*, an den Knast, und ihm sinkt der Mut! Also liest er Geschichten von denen, die tatsächlich morden, und glaubt sich an ihrer Stelle. Auf diese Weise kann er seinem Impuls auf indirekte Weise nachgeben. Im Kino neben seiner Gattin sitzend schaut er den Burschen zu, wie sie herumballern, und denkt sich: Verfluchtes Teufelspack von Bullen und Richtern! Wenn die nicht wären, würde ich mich dieser Alten, die da an mir klebt, entledigen und wie ein Grünschnabel den Püppchen hinterherlaufen, die hier vorbeispazieren. Oder ich würde inmitten der Freundesschar einen heben und spielen und lachen, soviel es mir passt. Verdammt noch eins! So denkt er. Dann hört er seine Frau, wie sie zu ihm sagt: Gehen wir, Peppino! Und seufzend steht er auf und geht.»

Er schwieg. Ein grosses verkrumpeltes Taschentuch kam zum Vorschein, das er öffnete und sorgfältig nach einem dezenten Fleckchen absuchte. Dann schnäuzte er plötzlich lautstark hinein. Er blickte um sich, knüllte den Lappen wieder zusammen und schob ihn sich in die Hosentasche.

«Allerdings», sagte ich, «viele Leute verhalten sich gesetzestreu, nur weil sie die Strafen fürchten; und um nicht von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt zu werden. Aber Ihr müsst zugeben, Don Nicola, dass es auch solche gibt, die nicht nur aus Angst vor Bestrafung keine Verbrechen begehen, sondern weil sie tatsächlich ehrliche Menschen sind, auch in ihren Gedanken, die von keinem gesehen noch abgeurteilt werden können. In Amerika, dort unten, wie Ihr sagt, haben viele Italiener einen Weg aus dem Elend gefunden, und zwar indem sie viele Jahre von morgens bis nachts schufteten, anstatt sich durch Erpressung, Schmuggel und Waffengewalt zu bereichern! Verzeiht, wenn ich so mit Euch spreche, Don Nicola, aber in meinen Augen ist es einfach nicht gerecht, alle über einen Kamm zu scheren.»

Ein Schauer der Ungeduld durchlief ihn von Kopf bis Fuss. Er schlug die Beine übereinander und schob die Daumen unter den Hosengürtel.

«Ich hab mich wohl nicht verständlich gemacht», fuhr er unbeirrt fort. «Ich wollte mich vor Euch nicht in ein besseres Licht rücken und dafür die guten Leute klein machen, die sich die Finger nicht mit Blut beflecken wollen. Ich wollte Euch nur sagen, dass die Geschichten von denen, die sich dort unten eine schmutzige Weste zugezogen haben, immer Geschichten von Menschen und nicht von blutverschmierten Clowns sind, die man zum Zeitvertreib auf die Seiten eines Romans oder in einen Streifen verbannt. Nur das wollte ich sagen. Ihr seid gekommen und habt nach mir gesucht, nicht umgekehrt. Hier seid Ihr, um mit einem alten Mann zu reden, der Sorbets und Mousse herstellt, wie all die anderen, die in Palermo diese Arbeit tun. Aber das Eismachen interessiert Euch nicht. Wäre ich immer nur ein Eismann gewesen, Ihr hättet nicht nach mir gesucht. Doch so ist es eben gerade nicht. Einst trug ich dort unten den *suspender*, das Pistolenhalter, und machte Dinge, wie man sie im Kino sieht. Ihr seid hier und seid herzlich willkommen. Ihr wollt die Geschichten von dort unten aufschreiben, und ich bin hier, um Euch dabei zu helfen. Aber wenn Ihr sie niederschreibt, vergesst nicht, dass alle jungen Männer mit dem *suspender* unterm Jackett, wenn sie es schaffen, in die Jahre zu kommen, ebenfalls *gelatai* werden können, genau wie ich.»

Er verharrte in nachdenklicher Pose und fügte dann hinzu:

«Wisst Ihr, was ich Euch sage? Für die armen Leute kann die Jugend eine echte Krankheit sein. Eine Krankheit wie *misles* und *schertet*, also wie Masern und Scharlach. Da gibt es Sachen, die versetzen dein Blut in Wallung, wenn du noch jung bist, und schalten dein Gehirn aus. Als alter Mann aber gähnst du darüber! Versteht Ihr, was ich meine?»

«Ja, verstehe.»

«Also, um Euch zufriedenzustellen, will ich Euch erzählen, wie es mich als junger Bursche ankotzte, Eis herzustellen, und wie ich mich dann zusammen mit den armen Teufeln von der Church Avenue, von der Zweiundzwanzigsten und von der Beverly mit dem Zahnstocher im



Mund und dem *suspender* unterm Jackett einschiffte. Könnte Euch so etwas interessieren?»

«Und ob!»

«Vielleicht hat der Freund, der Euch heute Abend empfohlen hat, schon was verraten. Sein Vater und mein Vater waren nämlich *compari*, Spezis. Seiner blieb in seinem Loch beim Spasimo und verkaufte Broccoli und *lumie*, also *limoni*, Zitronen, wohingegen meiner nach Amerika ging, Frau und Nachkommenschaft im Schlepptau. Mein Vater Peppino, Jesus mög' ihn in seinem Herzen behalten, war ein Mann, vor dem man den Hut ziehen musste. Ich erinnere kein einziges Mal, dass er die Hand erhoben hätte, nicht einmal ein böses Wort oder gar ein Fluch sind je über seine Lippen gekommen. Er hatte meine Mutter geheiratet, Tochter eines Schneiders – der in Sachen Geld viel, viel besser dastand als er –, nachdem sie zehn Jahre nur Blicke und Seufzer ausgetauscht hatten – alles gegen den Willen der Familie der Braut. Und so, wie alle Weiber es halten, wenn das Geld im Haus knapp wurde, fing sie an zu heulen und greinte: Wohin bloss hast du mich gebracht, Peppino! Sieh nur, wie tief wir gesunken sind! Und bei mir zu Hause lebte ich wie eine Prinzessin! Viele Ehemänner hätten bei solchen Worten rotgesehen. Mein Vater schüttelte nur den Kopf und schwieg. Ich weiss, meine liebe Carmela, dass du meinetwegen leiden musst. Aber es braucht etwas Geduld. Du wirst sehen, die Dinge kommen wieder ins Lot. So war mein Vater. Für die Leute von der Kalsa war er ein Heiliger. 1911, unter Präsident Taft, waren wir in Brooklyn gelandet. Ein Intimus des Vaters meiner Mutter, der schon seit vielen Jahren eine Schneiderwerkstatt in der Neunundsiebzigsten hatte, wo die West-End-Line vorbeirattert, fand für uns zwei Zimmer in einem fünften Stockwerk in den Kings. Das finstere, fast schwarze Gebäude mit den vielen Fenstern sah aus wie eine durchlöcherterte Bimssteinwand. Auf den Treppen lag immer viel Sauerei, und der Lärm von den Strassen war ohrenbetäubend. Die Leute auf der Strasse bewegten sich immer nur im Sturmschritt vorwärts,

als wären sie auf der Flucht vor einem Erdbeben. Meine Mutter stopfte sich Watte in die Ohren, um das auszuhalten. Mein lieber Peppino, sagte sie, was für ein Ende hat es mit uns genommen! Das hier, Heilige Mutter Gottes, das ist doch ein Irrenhaus!»

«Mein Vater breitete die Arme aus und verliess das Haus, um Arbeit zu suchen. Er wollte die paar Kröten, die er aus Sizilien mitgebracht hatte, nicht anrühren. Während er also abwartete, endlich wieder Speiseeis machen zu können, worin nur wenige seines Fachs es mit ihm aufnehmen konnten, verdiente er unseren Lebensunterhalt, wie er nur konnte. Als Träger beim Entladen der grossen Dampfer an der Bay. Nachts reinigte er die Markthallen, trug Werbeplakate für die grossen Kaufhäuser, und in den Schlachtereien streute er Sägemehl. Frau und vier Kinder lasten schwer auf den Schultern eines armen Mannes, der neu vor Ort ist, der auch nicht die Sprache der Leute versteht, die von morgens bis abends um ihn herum sind. Ich war zehn und das älteste der Kinder. Nach mir kam Martino mit acht, Gaetano war sechs und Tanuzzo gerade mal zwei Jahre alt. Zusammen mit den anderen Kindern rannten wir die Treppenstufen rauf und runter, machten Krach und Klamauk in den Hinterhöfen, spielten Verstecken, Fangen, Räuber und Gendarm und verprügelten uns gegenseitig. Wie immer bei Kindern mit noch unverbogenem Geist lernten wir den Brooklyn-Slang noch vor den Erwachsenen. Ein Jahr nach unserer Ankunft wurden ich, Martino und Tanuzzo in die Italiener-Schule am Ende der Fünfundsechzigsten gesteckt. Dort lernten wir Schreiben und die Geschichte von Garibaldi parallel zu der von Washington. Unterdes einigte sich mein Vater mit Don Michele Strinato, dem Landsmann, der uns das Zimmer gleich nach unserer Ankunft gefunden hatte, und mit Don Antonio Lo Bue, der im Gemüsehandel das Sagen hatte: Zusammen liehen sie ihm fünfhundert Dollar, um einen *Shoperello*, einen kleinen Eis-Laden mit Werkstatt für die Eisherstellung aufzumachen. Am Abend, als mein Vater diesen Ab-

schluss erzielt hatte, sang und lachte und hüpfte er vor Glück. Er war wie ausgewechselt. Ständig umarmte er uns Kinder und seine Frau, ganz fest.»

«Carmeluzza, meine Liebe, sagte er, Kinderchen! Jetzt geht das richtige Amerika los! Jetzt fangen wir an, was beiseite zu legen!»

Nicola Valente unterbrach seine Rede für einen Moment und liess seinen Blick übers Meer in die Ferne schweifen, wo mit einem Mal ein paar Fischerlaternen aufleuchteten. Seine zusammengepressten Lippen waren ein dunkler Strich. Dann setzte er seine Erzählung fort:

«Der Laden war ein finsternes Loch mit einer Rumpelkammer im hinteren Teil. In Nähe der Tür hängte mein Vater Plakate auf, mit gereimten Texten in allen Farben, wie die Einzelhändler auf der Vucciria in Palermo es zu tun pflegten. Einer der Sprüche lautete: *Paesano! Se ti vuoi scialar', le spume di zi Peppino ti devi mangiar'!* Landsmann, willst du was Tolles geniessen, dann lass dir nicht die Mousse von Gevatter Peppino vermiesen!» Auf den Plakaten war der Monte Pellegrino mit Meer und den Orangenhainen von San Martino alle Scale zu sehen. Die Leute, besonders die Sizilianer, strömten herbei. Und da mein Vater das Maiglöckchen-Eis nach Palermitaner Art machte, begannen sie, ihn Gevatter Lily zu rufen. Die Jahre vergingen rasch. Meine Mutter war zufrieden. Wir hatten zu Hause zwar keine Dollars zum Aus-dem-Fenster-werfen, aber wir waren alle anständig gekleidet, hatten Schuhe an den Füßen und gut zu essen und zu trinken. 1919, in dem Sommer, als die Anarchisten eine Bombe unter den Palazzo von Delano Roosevelt, seinerzeit Marineminister, und weitere zehn in derselben Nacht in Cleveland, Philadelphia, Patterson und Boston legten, um es Wilson zu zeigen, zogen wir um. Wir belegten fortan fünf Zimmer in einer Erdgeschosswohnung, und mein Vater war froh, im Hof ein Eckchen zu haben, wo er Salat und Tomaten ziehen konnte. Das Geld, das die Leute während des Kriegs angehäuften hatten, war säckeweise im Umlauf. Alles lief gut. Musik, Bälle, Prozessionen, Zigarren und Prösterchen. Es war,

als hätte die Woche sieben Sonntage. Der einzige Ärger für uns, aus Brooklyn, war der, dass man uns allesamt für Kommunisten, Anarchisten und Bolschewiken hielt. Von Zeit zu Zeit kamen die von der PL, der *American Protective League*, die man ins Leben gerufen hatte, um Jagd auf die Subversiven zu machen, und nahmen uns schwer in die Mangel. Schlimmer noch erwischte es die Russen, Polen und Ungarn, oben in den Höhlen der Bronx, wo die Schwarzen und die Juden zitterten wie Espenlaub.

Ich war achtzehn Jahre alt, und Martino, mein nächstjüngerer Bruder, siebzehn. Wir gingen in die achte Klasse, und wenn nicht meine Mutter gewesen wäre, die noch immer Sizilianisch sprach wie am ersten Tag, hätten wir die Sprache unserer Altvorderen längst vergessen. Martino war klein, schwächlich und häufig krank. Ich war in die Höhe geschossen und schon grösser als mein Vater. Ein ganz dunkler Bursche war ich, mit dichten Wellen im schwarzen Haar, Koteletten auf den Wangen, schmal und spitzzulaufend wie seinerzeit unter Halbstarke die Mode. Meine Schulterbreite war nicht gerade beeindruckend, aber ich war stark und sehnig. Martino und Tanuzzo, der damals fünfzehn war, gingen in die Schneiderei zu Don Michele Strinato und lernten Nähen. Ich blieb bei meinem Vater und ging ihm im Laden und in der Werkstatt zur Hand. Ich hatte die Augen auf die Strasse geheftet und schaute den Mädchen hinterher, aber wenn es Arbeit gab, war ich immer bei der Sache. Manchmal liess ich ein paar Münzen aus der Kasse springen, dann wieder geriet ich mit einem in die Wolle, und wir trugen es mit den Fäusten aus. Aber ich war kein schlechter Sohn.

Mein Vater schloss abends zwischen halb zwölf und Mitternacht, je nachdem, wie viele Kunden noch da waren. Und immer blieben wir bis zwei Uhr in der Werkstatt, um die Sachen für den nächsten Tag, für jede einzelne Eissorte, vorzubereiten. In der kalten Jahreszeit war das keine grosse Sache, aber im Sommer mussten wir die Ärmel hochkrepeln. Eines Abends, es war im Juni 1919, standen wir um die Eisbotti-

che, die Ladentür war noch offen und sollte mit dem Fensterchen im Hinterzimmer ein bisschen Durchzug schaffen ... Da hörten wir Schuh-schlurfen im Laden und eine raue Stimme bellte: ‚Gevatter Lily, wir haben mit Euch zu sprechen! *Lisgigoing!* Beeilt Euch!‘ Mein Vater sah mich an, wagte kaum zu atmen und ging dann nach vorn. Ich blieb im Hinterzimmer und schaute bloss. Dort standen, Strohhut schief auf dem Kopf, Jim Buffalino und Mike Garollo, zwei verfluchte Henker aus der Gang von Angelo Gurino, der zu jener Zeit die Ladenbesitzer in den Kings zwischen der Zweiundzwanzigsten Avenue und der Sechsendachtzigsten *strit* ausquetschte.

‚Salve, *compari*\‘, sagte mein Vater. ‚Womit kann ich Euch zu Diensten sein?‘

‚Es ist nur eine Kleinigkeit‘, sagte Buffalino, während Garollo gegen die Tür gelehnt mit dem Klappmesser seine Fingernägel putzte. ‚Ihr besitzt jetzt einen schönen Laden und Ihr habt Gewicht angesetzt. Denkt an Eure Gesundheit. Sollte Euch widerfahren, dass Ihr krank werdet, würde uns das sehr leidtun. Es ist sicher besser, wenn Ihr Euch da eine Garantie verschafft und uns jeden Samstag zehn Dollar rüberwachsen lasst. Wir kümmern uns dann schon darum, dass Ihr gesund und glücklich bleibt. *Bievi iurself*, zeigt euch von der anständigen Seite, und wir küssen Euch weiterhin die Hand. Andernfalls kann jemand auch in Eure Hand beißen. Wie also lautet Eure Antwort?‘

Mein Vater, der arme Kerl, bleicher als nacktes Gebein, strich sich wieder und wieder mit den Händen über die Schürze. Aber er war kein Mann, der sich Halfter und Sattel anlegen liess, ohne auszuschlagen.

‚Ich danke Euch, *compari*‘, sagte er. ‚Aber ich kann schon selbst auf meine Gesundheit achten. Ich brauche Eure Dienste nicht. Richtet das dem aus, der Euch geschickt hat. Und kommt ruhig wieder, wann es Euch beliebt, um Euch mit einem Sorbet zu erfrischens‘

Die beiden Henkerskerle standen stumm und still. Dann entfernte sich Garollo ganz langsam von der Tür und klappte das Messer zu, aber

laut wie von einem Peitschenhieb. Buffalino machte kehrt schlurfte mit seinen zabaione-gelben Schuhen, wie die Zuhälter und die Killer sie seinerzeit trugen, aus dem Laden. Auf dem Trottoir drehte er sich um, und mit einem bösen Blick zu meinem Vater sagte er: ‚*Uec iur stippi*. Pass auf, wo du deinen Fuss hinsetzt, Gevatter Peppino! Die Schlaumeier und die Toten, das sind hier in Brooklyn oft ein und dieselben’.»

Don Nicola Valente machte eine Pause, schnäuzte sich erneut, warf einen Blick auf seine dicke Silberuhr, die noch blasse Spuren eines azurblauen Lacks trug. Die Fischerlaternen auf freier See waren mit einem Mal verschwunden.

«Nach einem Monat liessen sie sich wieder blicken. Es geschah an einem Samstag, als mein Vater allein im Laden war, denn ich hatte ein Püppchen, das mir gefiel, zu den Karussells von Coney Island ausgeführt. Garollo, Buffalino und ein gewisser Margiotta, den sie auch den *butcher*, den Metzger, nannten, so unerbittlich war er mit denen, die ihm zwischen die Finger kamen. Wisst Ihr, was sie meinem armen Vater antaten, die Madonna leuchte ihm im Paradies heim? Sie setzten ihm die Pistole auf die Brust und zwangen ihn, das gesamte, für den nächsten Tag, einen Sonntag, zubereitete Eis zu essen. Den ganzen Eisbottich, bis der blitzblank war. Zwölf amerikanische Pfund, beinahe sechs von unseren Kilo. Und als der arme Christenmensch kein Eis mehr in sich hineinstopfen konnte und ihm das Zeugs schon aus der Nase lief, drückten sie ihm den Pistolenlauf zwischen die Rippen und sagten: ‚Iss, iss, Gevatter Lily, sonst liegst du morgen unter deiner Theke, kälter als dein Eis’.

Und an seine Kinder und seine Frau denkend ass er weiter. Dann versetzten sie ihm einen Schlag auf den Kopf und liessen ihn verklebt und verdreht auf dem Boden liegen, als wäre er der letzte Lump von dieser Welt. Es bedurfte einen Monat Krankenhaus, bis er wieder was

verdauen konnte. Meine Mutter wich des Nachts nicht von seiner Seite, weinte und betete zur Madonna della Catena und zu Santa Rosalia<sup>6</sup>.»

Schweigen. Und dann übertönte die Stimme von Don Nicola erneut das leichte und monotone Rauschen der Wellen.

«Was soll ich Euch sagen? Erst als mein Vater, abgemagert und nachdenklich, das Krankenhausbett verliess und in seinen Laden zurückkehrte, erzählte sie ihm, dass Buffalino und Margiotta, als sie einmal in finsterner Nacht um die Ecken zogen, plötzlich ihre Eingeweide in den Händen hielten und ihre Schuhe voller Blut waren. Buffalino flickten sie wieder zusammen, Margiotta mussten sie begraben. Woher ich den Mut genommen hatte, das Messer zu zücken und die feste Hand, damit zuzustechen? Daran habe ich oft denken müssen, aber nicht einmal jetzt, nach so langer Zeit kann ich es Euch sagen. Aber so war's, im Dunkeln gegen die Mauer gepresst, passte ich sie ab und erledigte sie. Und noch bevor der Sommer zu Ende war, kassierte ich in Queens, wohin ich vor der *polis* geflüchtet war, meinen ersten Lohn, als Leibwächter für Sani Coletti; der drehte im Auftrag von Don Francesco Scalici, Nummer eins in der Bronx, krumme Geschäfte. Fünfzig Dollar pro Woche. Ich schlurfte in zabaione-gelben Schuhen durch die Gegend, und der *suspender* wog schwer unter meinem Jackett. Ich war nicht mehr der Sohn meines Vaters und meiner Mutter, der Bruder meiner Geschwister. Vom ganzen Eis in New York zählten nur die zwölf amerikanischen Pfund, die mein Vater in jenen Jahren in sich stopfen musste. Ich war jetzt Nick Lily Valentino. Das Blut von Margiotta und von Buffalino hatte zwar meinen Rachedurst gestillt, mich aber auch beschmutzt.»

Die Sterne über der verschwommenen Masse des Monte Pellegrino zeigten sich nun spärlicher und blinkten weniger hell. Ein scharfer Windstoss versetzte alle Palmen am Meeresrand für einen Moment in Panik. Hinter uns fuhr, mit viel Husten und Röcheln, ein alter Laster vorbei.

---

<sup>6</sup> Schutzheilige von Palermo

«Im Sommer wird es im Handumdrehen Tag», sagte Don Nicola Valente. Und:

«Konnte ich Euch weiterhelfen?»

«Aber sicher doch. Ich weiss gar nicht, wie Euch danken!»

«Tja! Und bei wem müsst Ihr Euch bedanken? Bei dem jungen Kerl mit der Pistole, der die Leute in Brooklyn erledigt hat, oder dem Alten, der nach Palermo zurückgekehrt ist, um die Eissorten herzustellen, wie sein Vater es ihm beigebracht hatte? Die Amerikaner sagen: ‚*E gud indian is e did indian*‘, ein guter Indianer ist ein toter Indianer. Gewisse Sizilianer hingegen sind gut, wenn sie alt sind. Aber wenige bringen die Geduld auf, um alt zu werden.»



## 2

**Blendendweiss wie ein Eisberg** legte die *Augustus* im Frühling 1956 genau gegenüber dem Hafengebäude von Genua an. Nach tagelangem Sturm und heftigen Regenschauern war die Stadt reingewaschen und licht.

Die weissgetünchten Häuser der oberen Ringstrasse – eine Ansammlung hochaufgetürmter grosser, kleiner und winziger Schachteln – strahlten in der klaren Luft.

Es herrschte der übliche Landungsverkehr. Dumpfe Schläge, Knirschen, Quietschen, in Tränen aufgelöste Familienangehörige, Umarmungen, Gebrüll der Matrosen. Listen, Belege, Frachtpapiere. Genervte Zollbeamte. Stempel. Innerhalb von zwei Stunden war der Grossteil der Passagiere tropfenweise auf die andere Seite des Gatters gelangt.

Der Bordausleger fischte die Automobile, die ihre Besitzer über den Atlantik mitnehmen wollten, aus dem Kielraum und setzte sie sachte auf dem Pier ab. Es waren meist flache Riesenschlitten, und alle mit gelbem Tuch abgedeckt. Ihre Besitzer warteten, bis sie an der Reihe waren, und verfolgten nervös die Auslademanöver. Gegen Mittag, als das Treiben im Hafen langsam nachliess, senkte sich der letzte Wagen auf den Pier herab. Ein schwefelfarbener Buick, eher veraltetes Modell, solide und nicht besonders elegant. Nachdem zwei Ladearbeiter den Wagen hastig, mit unwirschen Handgriffen vom Tuch befreit hatten, betätigte sein Eigentümer ihn stumm und mit gerunzelter Stirn, um sich zu versichern, dass er keine Schrammen abgekriegt hatte. Einige Meter

entfernt stand seine Frau, klein und wie aus Wachs. Reglos verfolgte sie das Treiben. Ihre Augen waren von einem stark verwässerten Himmelblau, beinahe farblos. Sie trug ein seltsames erbsenfarbiges Kleid aus Naturseide mit auffälligen Atlasbordüren, das hochtrabend und billig zugleich aussah. Sie erinnerte an gewisse Damen zu Gast auf Prunkhochzeiten: Weder mittellos noch wohlhabend stehen sie doch immer als zweite Wahl im Hintergrund.

Als der Ehemann mit Daumen und Zeigefinger in ihre Richtung signalisierte, dass der Wagen keine einzige Schramme abgekriegt hatte, kräuselte der Anflug von einem Lächeln ihre Lippen. Aber sie rührte sich immer noch nicht. Unverdrossen wartete sie, die Arme unterm Seidenmantel verborgen, bis ihr Mann am Steuer des Autos sass. Mit einem Wink und ohne sie anzusehen hiess er sie dann einsteigen. Ein gewitzter Bursche hatte sich erboten, das Ehepaar zum Hotel Savoia zu begleiten; den Ladearbeitern zuzwinkernd machte er es sich hinter den beiden bequem. Der Buick glitt auf die Hafentore zu. Die Ladearbeiter zählten das Trinkgeld und fluchten auf die Reisenden, diese *Amerriken*, auf die Schiffe, die Reeder, das Meer. Einfach auf alles.

So kehrte auch der Gangster Saver Li Fonzi, ein zum Unerwünschten Erklärter, zwangsläufig in seine italienische Heimat zurück. Den Spitznamen *Surgy* (Abkürzung von *surgeon*, Chirurg) verdankte er seiner vielfach bewiesenen Geschicklichkeit im Umgang mit dem Berufsinstrumentarium, also Messer, Rasierklinge, Schusterpfriem, Angelhaken (an einem Griff aus Hartholz befestigt), Eispickel, Geflügelschere und allerlei sonstigen Klingen. Als er 1897 zur Welt kam, ‚präsentierte‘ sein Vater Fafele (Raffaele) De Fonzo ihn dem Pfarrer und dem Gemeindegemeindeführer mit dem Namen Salvatore Antonio. «Fafe, helf mir auf die Sprünge!», hatte der Beamte gesagt, während er das Neugeborene ins Gemeindebuch eintrug. «Ist es das siebte oder das achte?»

«Das achte, Don Ciccio! Eines für jeden Wochentag! Jetzt sind wir wieder bei Montag...»

1897 war das Jahr, in dem man von General Baidissera, «diesem Hundesohn von Menelik» und «seinem Weib», Taitü, sprach. In den Lokalen bohrten sich Anhänger und Gegner von Francesco Crispi gegenseitig die Finger in die Augen. Und während die Weibsbilder geduldig abwarteten, dass das Rinnsal aus dem städtischen Brunnen ihre Wasserkrüge füllte, zerrissen sie sich noch immer das Maul über die Hochzeitsfeierlichkeiten von Kronprinz Vittorio Emanuele und Elena im Jahr 1896.

«Sie soo gross, und er soo mickrig! Wären das arme Leute, wir würden sie mit Tomaten bewerfen, anstatt vor ihnen niederzuknien.»

Für die Bauern war es keine gute Jahreszeit. Wenig Regen, stattdessen hagelte es, und die Äcker waren voller Salzablagerungen. Die Familie De Fonzo hatte sich in ihre verfallene Hütte in der Gegend von Paduli, in der Provinz Benevento, verkrochen und füllte sich den Bauch mit Kleiebrot und schlaffem Radicchio. Im Halbdunkel dieser Bruchbude, eingehüllt in den modrigen Gestank von Paprika, Vieh, Käse, ranzigem Fliegenpapier und Kinderkot, leuchteten die weissen Haare des Grossvaters wie Perlmutter. Er war seit der Getreideernte 1889 infolge eines «malignen Sonnenstichs» gelähmt. Die Erwachsenen knirschten mit den Zähnen und seufzten. Die Kinder, ganz Mund und Augen, warteten immer nur auf etwas Essbares, zu jeder Tageszeit, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Noch nachts träumten sie von Essen.

Salvatore De Fonzo hörte in New York dreissig lange Jahre auf den Namen Saver Li Fonzi. Als ich ihn im Mai 1957 kennenlernte und es fertigbrachte, ihm die ersten wenigen Wörter aus der Nase zu ziehen, war das alte und schreckliche Elend sofort wieder Thema.

Wir sassen in einem berühmten Ristorante in Santa Lucia. Draussen im quarzfarbigen Licht zogen träge die Pferdroschken vorüber.

Die Jungens des Viertels standen einfach herum und durchbohrten mit Röntgenblicken ein geheimes Ziel und zwinkerten, Zigarettenstummel zwischen den Fingernägeln, einander zu. Die Austernverkäufer schnitten Zitronen. Geschmacklos herausgeputzte amerikanische Touristinnen suchten nach einem passenden Motiv, vor dem sie sich fotografieren lassen konnten. Vor mir hockte der fette und kleinwüchsige De Fonzo, der «Unerwünschte», und verzog keine Miene. Seine fürchterlichen Pranken – haarige, klobige, beinahe kubische Fleischpakete, an denen ein paar Diamanten funkelten – lagen schwer auf der von Krümeln übersäten Tischdecke. Zu seiner Rechten, leicht zurückversetzt, sass unbeweglich, klein und mit aufrechtem Oberkörper seine Frau. Über sie wusste ich bereits das Wesentliche: sie hiess Rosy Horgan, war irischer Abstammung, ein Jahr älter als ihr Mann und von Geburt an taubstumm. In den ersten Jahren der Ehe, um 1930, hatten die Eheleute sich noch mittels aufwendigen, schweisstreibenden Gestikulieren verständigt. Mit der Zeit aber wurde ihre Zeichensprache immer karger, rarer und steif wie stenografisches Gekrakel. Inzwischen genügte schon ein Lidschlag oder die Bewegung des kleinen Fingers.

Der ehemalige *Gangster* war in Hemdsärmeln, massgeschneiderte Seide, mit winzigen, auf der linken Seite der bulligen Brust aufgestickten dunkelblauen Initialen. Die knapp fingerbreiten lachsfarbenen Hosenträger mit goldenen Schnallen schnitten tief ins Fett unter dem Seidenstoff. Die Krawatte zeigte einen Wirbel aus Schmetterlingen, Libellen und Hornissen. Der Bund seiner grauen Hosen reichte weit über die Magenhöhe. Mit einem Ruck kippte er die letzten Tropfen Cognac hinunter, schnalzte mit der Zunge und sagte:

«Denkt, was Ihr wollt. Dieser Fettwanst da kehrt mit einem Haufen zusammengerollter Dollars in der Tasche nach Italien zurück, weil er in Amerika den Niederträchtigen abgegeben hat, ist es nicht das, was Ihr denkt? Er hat Geld gemacht, denn er war ein Schwein. Is' gut! Denkt das ruhig. Aber 1951, als Estes mich vor die Kommission einberief und

sagte: ‚Na los, Saver, teilt uns einfach alles mit, was ihr über Franky, Albert, Vinci und deren Männer wisst‘, da antwortete ich *plainli*, also klar und deutlich: ‚*Mister Senator*, was soll ich denn schon wissen? Ich bin die Hälfte von Nichts! Ich kann Euch nur eins sagen, nämlich dass ihr Amerikaner in einem *saffe* auf die Welt gekommen seid (was hier bei uns der Geldschrank wäre), mit einem Kissen aus Hundertermünzen unterm Kopf. Und statt die kleine Schelle an eurem Öhrchen ertönen zu lassen, klimperte die Mutter euch etwas mit Goldstücken vor. Aber wir da unten in der Gegend um Neapel, wir sind dort geboren, wo nicht mal eure Hunde leben wollen. Statt Milch haben sie uns mit Blut gestillt und uns mit Zeugs gefüttert, was Ihr hier nicht einmal den *pigghi* (wie in Amerika die Schweine heissen) zum Frass vorwerfen würdet. Wir, Senator, wir erblickten das Licht der Welt, obwohl wir hätten sterben sollen! Auf die nackte Erde hat die Mutter uns geboren und mit Spucke geputzt, nach Katzenmanier. Ihr Amerikaner denkt, diese Italiener, das sind doch Schweine! Und vielleicht müssen wir auch wie Schweine sterben. Aber was sollen wir tun, um nicht wie Schweine zu leben, wir Lumpen, Söhne von Lumpen, Enkel von Lumpen, Neffen von Lumpen, Brüder und Vettern von Lumpen? Wir Analphabeten, die jahrhundertlang unter Stockhieben in die Knie gingen und mit Schuhritten wieder aufgerichtet wurden? Wir konnten dem Schweineleben nur entkommen, indem wir selber Schweinkram machten. Sagt doch mal, Mister Senator, wie lebt bei euch einer, der keine Hunderter und Tausender in der Tasche hat?‘ So machte ich mir Luft vor den exzellenten Herrschaften der Kommission, und das ganze Volk ringsum hielt den Atem an. Auch die vom Fernsehen waren da und glotzten und lauschten, starr und still. Estes hustete, schnäuzte sich in sein *'endikerchie* (was in Amerika das Rotztuch ist) und sagte zu mir: ‚Wahr ist das, ihr armen Kinder. Wenn wir es recht bedenken wollen, habt ihr schon eure Gründe.‘

Der «Unerwünschte» hielt plötzlich inne, und den riesigen Glatzenschädel zurückwerfend stürzte er noch den halben Cognac seiner Frau

hinunter. Innerhalb des einen Jahrs, das er bereits in Italien weilte, hatte sich sein Italienisch, das zum Zeitpunkt seiner Ankunft nahezu unverständlich gewesen sein musste, mehr und mehr aufgehellt. Da ich mittlerweile Übung im anglo-sizilianisch-neapolitanischen *Slang* hatte, war mir kein Detail seines Monologs entgangen. Ich wusste natürlich, dass der Estes aus seiner Erzählung Carey Estes Kefauver war, der Senator aus dem berühmten Ausschuss zur Untersuchung der «Organisierten Kriminalität in den Vereinigten Staaten», oder kurz gesagt zur «Mafia». Mit «Kommission» meinte der Ex-Gangster sicher das *Special Commitee to Investigate Crime in Interstate Commerce*, also die von Kefauver geleitete Senatskommission, die in den Jahren 1950 und 1951 quer durch die USA, vom Atlantik bis zum Pazifik, reiste und die nationale Unterwelt samt ihrer kommerziellen, gewerkschaftlichen, industriellen und politischen Verstrickungen unter die Lupe nahm. Und jener Franky und Albert, auf die De Fonzo angespielt hatte, wer anders konnte das sein als Frank Costello, der *Big Boss* von New York, und Albert Anastasia, die Nummer eins der «Hafenfront»? Der dritte Mann, Vinci (Ver-niedlichung von Vincent), war etwas schwieriger auszumachen – vielleicht Vincent Mangano, Vincent Rao oder aber Vincent Schillaci?

Draussen vor dem Lokal, in der goldgelben Sonne, belebte sich die Strandpromenade. Ein Austernverkäufer machte gerade seine Meeresfrüchte für ein Grüppchen Ausländer in kurzärmeligen Hemden zurecht. Er öffnete sie mit einem gezielten Messerhieb, reihte sie auf dem Tresen aneinander und überflog sie schwungvoll mit einer tröpfelnden halben Zitrone. Ein Mädchen, das neben dem Stand kauerte, starrte die Ausländer aus tiefschwarzen Knopfaugen an. Aus der Ferne drang ein Schrei herüber, dann irgendein Peitschenknall und das dunkle Echo einer Schiffssirene.

Salvatore De Fonzo, der jenseits des grossen Teichs in den Verbrecherkarteien der *Police* von New York, des FBI, des International Revenue

Service und des Federal Narcotics Bureau in Frontalansicht, im Dreiviertelprofil, im Profil als «Saver (Surgy) Li Fonzi, Matrikelnummer 77642, Einstufung: DSG» (= gefährlich, blutrünstig, bewaffnet) geführt wurde, schwieg immer noch, versunken in den Anblick seines rechten Daumennagels, als erblickte er ihn zum ersten Mal. Auch die farblosen Augen seiner Frau, umrahmt von Albino-Wimpern, waren auf diesen dicken quadratischen Nagel, hart und matt wie ein Stück Glimmer, gerichtet. Toto, der Kellner, hinter dem Ehepaar am Türpfosten lehnd, blinzelte fortwährend, aber unauffällig in meine Richtung. Er war es gewesen, der mich einige Tage zuvor auf diesen «Unerwünschten» aufmerksam gemacht hatte. An jenem Tag war ich zum Essen hierhergekommen, in dieses Restaurant, das zwischen einem Seehandelskontor und einer American Bar voll zwielichtiger Visagen eingezwängt lag: Jemand hatte mir den Tipp gegeben, dass Lucky Luciano dort für gewöhnlich zu Mittag essen würde. Der berühmte sizilianische *Racketeer* aber liess sich an jenem Vormittag nicht blicken.

«Wenn Sie wollen, können Sie den *commendatore*, sofern er nicht gerade zur Erholung auf Ischia oder Capri weilt, samstags oder sonntags beim Pferderennen in Agnano antreffen. Der *commendatore* ist ganz versessen auf Pferde!» Das waren die Worte des Kellners. Mit verhaltener Stimme fuhr er fort: «Doch hier kann man immer *straighte* Typen antreffen. Ihr versteht doch, was ich meine? Seht ihr den Herrn, der gerade das halbe Hühnchen verspeist, dort, genau vor Ihnen, an dem Tisch mit der Alten? Nun, dieser Signore hat in Amerika die Leichenschlepper reich gemacht! Was will man tun! Wenn du die anderen nicht zum Weinen bringst, dann fliessen eben deine eigenen Tränen. Das ist nun mal das Gesetz der Armen.»

In dem Moment verschob Signora De Fonzo mit der von einem feinmaschigen Handschuh verhüllten Hand ihre Gabel, eine vage und scheinbar zufällige Geste. Doch das genügte. Der Ehemann liess augenblicklich von dem Hühnerbein ab, an dem er nagte, und sah zu mir her-

über. Er taxierte mich einen Moment lang, ohne den leisesten Anschein eines Interesses oder irgendeiner anderen Regung. Aber mir war, als lastete das ganze Gewicht seiner Blicke auf mir. Seine Glupschaugen unter den dichten, gekräuselten, mehr grauen als braunen Augenbrauen waren von undefinierbarer Farbe. Diese Augen waren dazu bestimmt, ohne Regung die fürchterlichsten Dinge zu registrieren.

Am nächsten Abend, beim Essen, gelang es mir, etwas nachhelfend, aber ohne allzu forsch zu werden, mit dem grossen «Unerwünschten in Kontakt zu treten» (wie der Kellner Totd es später bezeichnete). Sein Gegrünze aber begann erst dann etwas Verständliches zu bedeuten, als ich ihm sagte, dass mein Vater aus San Lorenzello, Provinz Benevento, stammte. Grob betrachtet waren wir «Landsleute». Als ich rein zufällig noch den Namen Pater Pio aus Pietrelcina fallen liess, ebenfalls ein Benevento-Gebürtiger, konnte ich in seinen Augen sogar ein Fünkchen Neugier entdecken.

«Ihr kennt ihn?», fragte er, ohne mich anzusehen, und schenkte sich zwei Fingerbreit Weisswein ein.

«Ich habe ihn vor Jahren ein paar Mal besucht.»

Er schwieg ein paar Minuten, kippte einen Schluck Wein hinunter, kniff die Lider zusammen und fuhr dann fort: «Und, ist er *okei*?»

«Formidabel!»

«Was sagst du da?! *Ti finghe isbaiondimi*<sup>7</sup>... Ich will sagen, ich kapiert' dich nicht. Was soll 'n das heissen, formidabel?»

«Das heisst, dass er sehr *gud* ist, sehr *okei*.»

«Schon kapiert! Du willst sagen, dieser Bruder da *isse noccaut*<sup>8</sup>, wie man in New York sagt, er ist eine Wucht!»

«Eben, genau das wollte ich sagen.»

---

<sup>7</sup> «the thing is beyond me.»

<sup>8</sup> is a knock out



«Dann is' ja gut! In Amerika sagen das auch alle. Also, sobald ich ein bisschen Zeit habe, will ich natürlich zusammen mit Mamma dorthin fahren, um unseren Frate und Landsmann da mal anzusehen. Und wenn er mir wirklich gut gefällt, werde ich ihm auch eine *roll*, einen Bündel Geldscheine – so dick – da lassen. Als Almosen.»

Er formte seine haarigen Finger zu einem Ring, um den Durchmesser der Geldrolle anzudeuten, die er Pater Pio zu überreichen beabsichtigte. Eine Übertreibung. Die taubstumme Frau hatte, keine Ahnung wie, verstanden, wovon wir gerade sprachen. Sie stimmte mit einem Kopfnicken zu und bleckte mit einem Mal die falschen, viel zu weissen und regelmässigen Zähne zu einem Lächeln. Einen Moment lang stand ein Funkeln der Begeisterung in ihren farblosen Augen.

Ich wollte nur eine Woche in Neapel bleiben. Doch immer wieder verschob ich meine Abreise, vom Morgen auf den Abend, vom Abend auf den nächsten Tag und so weiter, so dass mein Aufenthalt am Ende fast drei Wochen dauerte. Nach und nach gelang es mir, über Benevento und Pater Pio plaudernd, ein paar beim Würfeln ergatterte Aperitifs schlürfend und unter Zuhilfenahme entsprechender Mimik einige vulgäre Witzchen reissend, in das Grüppchen von Salvatore De Fonzo einzudringen. Am Abend, als ich ihm verriet, ich sei Journalist, gab er sich in einem letzten lichten Moment des Misstrauens abweisend. Er war wie versteinert, die Muskeln seines fleischigen Gesichts bebten unter der Haut. Die Herzlichkeit verschwand aus seinem Blick wie das Wasser im Abfluss des Waschbeckens, wenn man den Stöpsel gezogen hat.

«*No chidding<sup>9</sup>!*», knurrte er gefährlich. «Du bist also ein *raitar<sup>10</sup>*? Dann werd' ich dir mal was zeigen!»

---

<sup>9</sup> no kidding!

<sup>10</sup> writer

Er hielt sich mit Zeigefinger und Daumen die Nase zu und verdrehte die Augen, als wäre er grossem Gestank ausgesetzt. Dann sagte er: «*Raitar, Dschurnaliste, Schreiberlinge, Papierkratzer!* Das sind für mich alles Stinkköpfe! *Uot e big baloni*<sup>11</sup>, wie es in Amerika heisst. Aufgeblasene Prahlhänse! Verkaufen Wörter, als wären es Birnen, aufgespiesste Nüsse, geröstete Kürbiskerne! Was für ein ekelhaftes Pack!»

Er spuckte auf die Erde, machte mit beiden Händen das Hörnerzeichen, legte sich den Zeigefinger waagrecht an die Gurgel und vollführte die eine bruske Bewegung, die in jedem *Little Italy* der Vereinigten Staaten eine «Warnung» bedeutete. Nach den Fingern kam nämlich das Messer, die Eiszange, das Groschenmesser, das Seifenschneiderschwert, die spitze Maurerkelle, das Hobelmesser, das Schustermesser, das Rasiermesser, die Halbschere, das Klappmesser und die durch Sand, Bimsstein und über die Ledersohle gezogene Hippe. An Werkzeug mangelte es nicht, und auch nicht an «Künstlern».

Salvatore De Fonzo, dessen Kopf direkt auf den enormen Schultern aufsass, war ausser sich. Ein feinadriges Netz violetter, schwarzer und scharlachroter Venen überzog nun seine Wangen, die zweimal pro Tag rasiert gehörten, und im Falle nächtlicher Umtriebigkeit gar dreimal. Jenseits des Atlantiks gab es sicherlich so einige gerichtliche Beschlüsse und *reporters* unterwegs in der Verbrecherwelt, mit denen der «Un-erwünschte» noch eine Rechnung offen hatte. Hagere, schäbig gekleidete Burschen, die ihm während der Beweisaufnahme, den Prozessen, den Ermittlungen zum Laster, den Angriffen auf das «Syndikat», auf die «Anonyme Mörderbande» und auf die «Mafia» gnadenlos das Fell über die Ohren gezogen hatten.

«Nun», sagte ich leicht verärgert. «Nicht alle Journalisten sind Stinktiere! Viele von ihnen sind passable Burschen, *olrait* sind die. Sie verkaufen Wörter, das ist ihr Beruf. Die ganze Welt versucht, etwas zu

---

<sup>11</sup> hot and big balloons

kaufen oder zu verkaufen. Und was die Wörter angeht, da gibt es manche Journalisten, die sie abwägen, bevor sie sie verkaufen. Und es gibt auch solche, die sie, anstatt sie dem Erstbesten zu einem schlechten Preis zu verkaufen, sie zusammen mit dem Hunger für sich behalten.»

Er linste mit rotem Wildschweinauge zu mir herüber. Über die Lippen, zwei aufeinanderliegenden *Salsiccie* gleich, zog die Andeutung eines Grinsens. Er verpasste der Luft vor sich Schläge, als wollte er eine Wespe vertreiben.

«*Fiddlesticche*<sup>12!</sup>», schnaubte er. «Schwachsinn, wie es hier heisst. Landsmann, du hast ein Mundwerk wie ein Advokat! Aber am Ende, sei ehrlich, was bringt dir das? Lass uns doch Klartext reden. Wenn einer den anderen mit Messerstichen oder sei's mit Revolverschüssen ins Jenseits befördert, dann schreibt ihr doch sofort in euren Zeitungen, dass man denjenigen aufknüpfen oder auf dem elektrischen Stuhl schmoren lassen oder in die Gaskammer schicken müsste, wie einen tollen Hund! Also gut! *Ooge fer Ooge, Zähn fer Zähn*\ So lautet nun mal das alte Gesetz. Aber wenn irgend so ein Schlaumeier, so ein verschlagener Typ mit Uni-studium, den anderen mit Worten umbringt, hör mir gut zu, Landsmann, das ist dann ein niederträchtiges Aas und viel, viel schlimmer als der Ignorant, der geschossen oder das Messer gezückt hat! Ein Riesenfeigling, ein Müllsack, eine *rat*, wie man in Amerika sagt! Also, dann erklär mir doch ein bisschen, wie kommt es nur, dass ihr nicht verlangt, auch der sollte besser aufgehängt, geröstet oder erstickt werden? Sondern vor dem geht Ihr noch auf die Knie, macht Komplimente und füllt eure Hosensäcke mit bündelweis gerollten Geldscheinen? *Ottedog*<sup>13</sup>, Landsmann!»

De Fonzo kochte wie ein grosser Tontopf auf offenem Feuer. Sichtlich allarmiert strich ihm seine Frau ganz sachte mit der Spitze des Zeigefingers über die Hand. Das Kitzeln einer winzigen Fliege auf der

---

<sup>12</sup> fiddlesticks

<sup>13</sup> Hotdog

Pranke eines Bären. Der «Unerwünschte» beruhigte sich. Einige Minuten nahm er unverwandt die Obstschale, hochbeladen mit schwarzgesprenkelten Bananen, ins Visier, ohne sie wirklich anzuschauen, dann war wieder Ruhe in ihn eingekehrt, und mit tonloser Stimme sagte er: «Hör mir zu, Landsmann. Der wirklich grosse Delinquent vergiesst kein Blut! Wenn die Leute keinen Knall hören, glauben sie auch nicht, dass einer erschossen wurde! Und von allen Worten, auf die ihr Euch zu schreiben versteht, Ihr mit eurer ganzen Bildung im Ranzen – wie viele braucht es denn, um geboren zu werden, sich durchs Leben zu schlagen und zu sterben? Ich würde behaupten, es braucht nur wenige, sehr wenige Worte! Willst du den Beweis dafür? Schau her, Mamma Rosy, meine Signora. Sie kam auf die Welt mit einem verstopften Wörterwascherhahn. Wortlos hat sich mich geschnappt, wortlos hat sie mich vor den Hirten geschleppt. Wortlos isst sie, trinkt sie, kauft sich Kleider, Pelze, Ketten, Ringe und Armbänder! Und ist immer still! Und wenn du, Landsmann *Dschurnaliste*, denkst, dass sie ein armes Huhn ist, weil sie nicht sprechen kann, weisst du, was ich dir dann sage? Dass du dümmer bist als ein Sheriff, der sich den Stern anstelle des Revolvers poliert!»

Zwei Tage später hielt Toto, der Kellner, eine Überraschung für mich bereit: ein zusätzliches Gedeck an der Tafel der Eheleute De Fonzo. Mein Gedeck. Eigenmächtig, ohne mich vorher befragt zu haben, hatte Toto gehandelt. Ich war recht angesäuert. «Bitte habt doch ein Nachsehen mit mir, werter Herr! Ich glaubte, etwas Gutes damit zu tun. Aber wenn Ihr wünscht, setze ich Euch sofort wieder allein an den Tisch, den Ihr vorher hattet...»

«Lassen wir es gut sein! Und machen wir die Dinge nicht noch komplizierter, als sie sind. Sicher, wenn du mich vorher um Erlaubnis gefragt hättest, wäre es besser gewesen.»

An jenem Tag betrat kurz vor ein Uhr auch Lucky Luciano, nach Al Capone der berühmteste *Gangster* Amerikas, das Lokal und nahm zu-

sammen mit ein paar verschlafenen Typen an einem Ecktisch Platz. Er brach ein Grissino, sprach unterdessen leise und mit surrender Stimme, ohne jedes Gestikulieren. Von Zeit zu Zeit waren aus seiner Rede Wörter im *Slang* herauszuhören. Obwohl er als guter süditalienischer Angehöriger der Mittelschicht gelassen und wohlwollend erscheinen wollte, liess sein Gesicht in den weniger kontrollierten Momenten die ganze Härte des alten *enforcer*, des unangefochtenen Signore von Brooklyn im vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts erkennen. Salvatore De Fonzo begrüßte ihn, kaum war er im Raum, mit einem leichten Blinzeln seiner schweren Augenlider. Mit einem noch unmerklicheren Wimpernschlag erwiderte Lucky den Gruss. Die zwei *collegas* von Luciano zuckten nicht mit der Wimper. Signora De Fonzo, die mit dem Messer den Fettrand eines Koteletts abtrennte, hob nicht einmal den Blick von ihrem Teller. Keiner der anderen Kunden, die etwas wenig zahlreich als gewöhnlich zugegen waren, liess irgendeine Interessensbekundung für Luciano und seine Spezis erkennen. Am Tag zuvor hatte Totò mir mit grösster Umsicht erzählt, dass der *commendatore* Lucky während eines wichtigen Rennens in Agnano von einem schweren Typen der Camorra des Vesuvs, ‚*o studente*‘ genannt, wegen einer Wettangelegenheit angegangen und geohrfeigt worden war. Luciano hatte die Ohrfeige ohne Reaktion eingesteckt. Er hatte seine Brille aufgehoben, sie mit der Ecke des frischgewaschenen Sacktuchs geputzt und sie seelenruhig zurück auf seine Nase gesetzt. Dann hatte er nur geflüstert:

«Mein Freund, du musst ein bisschen Brom zu dir nehmen. Das nächste Mal, wenn wir uns sehen, wirst du dich ruhiger verhalten. Sehr viel ruhiger!»

Der Kellner schloss seine Schilderung mit den Worten:

«Feurige Ereignisse stehen bevor!»

Luciano und seine Freunde hatten es eilig, ihr Essen zu sich zu nehmen. Innerhalb von zwanzig Minuten hatten sie von den Spaghetti bis zum Halbgefrorenen alles hinter sich gebracht. Dann verliessen sie im

Gänsemarsch das Restaurant, Lucky vorneweg, die Augen starr auf die Türe gerichtet. Erst als sie draussen waren, liess De Fonzo, der bis zu diesem Moment zu meiner Linken mit dem Besteck herumhantiert und dabei drei, vier Grunzer ausgestossen hatte, seiner Rede freien Lauf.

«Ihr habt ihn gesehen, Landsmann? Ihr wisst nicht, was für ein harter Brocken dieser Lucky ist! Heute ist sein Haar ergraut, er trägt eine Brille, man könnte ihn für einen *professore* halten. Elegant gekleidet ist er und kennt die guten Sitten besser als jeder Baron. Aber innen drin ist er knallhart, wie damals als sein Haar noch schwarz war und er noch keine Brille brauchte! Das war die Zeit, als die Amerikaner ihren Whisky und ihr Bier noch heimlich tranken, und zwar in den *spichisi*<sup>14</sup>, während sie draussen nur *softi drinki*, süsses ekliges Zeugs ohne Alkohol, gluckerten. Wenn Lucky damals wollte, dass wir jungen Leute uns davontrollten, wenn wir beim Warten auf irgendeinen Befehl uns die Zeit mit Glücksspiel vertrieben, brauchte er nur den Kopf durch die Tür zu stecken und auf sein *snap bois!* hin waren alle wie Spatzen beim Knall einer Schrotflinte auf und davon. Du, Landsmann, du kannst einfach nicht wissen, wie messerscharf dieser Lucky war! Mit zwei, drei Worten erteilte er seine Befehle. Dann schaute er seinen Leuten in die Augen und sagte: *tissol*<sup>15</sup>, *bois!* Das ist alles, Jungs! Und die schlichen sich ohne einen Mucks davon. Und führten sie seine Befehle nicht korrekt aus, machte er ihnen die Hölle heiss, ganz heiss, bis zur Weissglut! Die Hartgesottensten waren verglichen mit ihm schlaff wie ein Mozzarella!»

«Und jetzt?», warf ich ein und versuchte nicht allzu neugierig zu klingen. «Wie geht es jetzt weiter, wo er sich doch vorgestern eine Ohrfeige vom *Studenten* eingehandelt hat, ohne auch nur einen Finger zu heben?»

---

<sup>14</sup> Speak-easy

<sup>15</sup> That's all

Der «Unerwünschte» war mit dem Schälen einer Banane beschäftigt, der er zuvor mit einem präzisen Messerhieb die braune Spitze abgeschnitten hatte. Den Kopf noch tiefer in die Bisonschultern gezogen, gurgelte er ein kurzes Hohnlachen hervor.

«Das sind Dinge, die einer, der nicht mittendrin ist, nie begreifen wird!», sagte er. «Weisst du, wie sie in New York sagen? *Livi todei end comi tumorro!* Friste heute dein Dasein, der Morgen kommt schon von selber! Und ich glaube, dass morgen dieser ‚Student‘ womöglich tief in der Scheisse steckt.»

Toto, der Kellner, brachte die Nachbartische in Ordnung und tat gänzlich unbeteiligt. Der Koch mit der weissen Kochmütze und der gerollten Serviette um den Hals durchquerte den Saal und brummte übelgelaunt etwas vor sich hin.

«Don Salvatore», sagte ich. «Verzeiht, wenn ich Euch eine heikle Frage stelle, aber ich glaube, dass Ihr inzwischen Vertrauen zu mir haben könnt, auch wenn ich ein *raiter* bin. Dort unten, habt Ihr da viele Männer zur Strecke gebracht?»

Er schwieg eine lange Minute, mimte die beleidigte Leberwurst, den Kopf in die Dreifachspeckfalten des Kinns ziehend, wie eine verschreckte Schildkröte. Seiner Gattin, die im Begriff war, ein Stück Zwetschkuchen zu verzehren, warf er einen knappen Blick zu. Dann senkte er die Stimme und sagte:

«*Lei off, mai buddl* Lass gut sein, Landsmann. Wenn ich dich frage: Wie oft hast du in deinem Leben Bratenfleisch und wie oft Suppenfleisch und wie oft Frittiertes gegessen, was antwortest du mir da? Du sagst zu mir: Don Salvatore, Ihr verliert wohl den Verstand? Wie kann ich mich bloss erinnern, was ich in einer so langen Zeit alles gegessen habe? Ihr, Landsmann, erinnert Ihr euch aller Frauen, die Ihr mit ins Bett genommen habt? Erinnert Ihr alle Wörter, die Ihr geschrieben habt? Nein, natürlich könnt Ihr Euch nicht erinnern, bei Eurer Seele

nicht! Und ich also, wie kann ich alle Befehle erinnern, die ich in so vielen Jahren ausgeführt habe? All die Schlauköpfe, denen ich's zusammen mit meinen Kollegen gegeben hab, weil sie uns verarschen und einfach nicht zur Besinnung kommen wollten? Der Maurermeister sagt zum Maurer: Richte mir diese Ziegelsteine auf und bau mir eine Mauer. Der Maurer nimmt die Ziegel und schichtet sie aufeinander. Und du, Landsmann, fragst ihn, wie viele Ziegel er genommen und aufeinandergeschichtet hat, in seinem ganzen Leben, um alle diese Mauern hochzuziehen! Wie soll er sich daran bloss erinnern?»

«Also dann, Don Salvatore, habt ihr eine ganze Menge kaltgemacht!», erwiderte ich. «Vielleicht nicht so viele wie Ziegelsteine, die es braucht, um eine Mauer zu bauen, aber doch...»

Er verharrte einen Moment schweigend, wobei er ein Teigkugelnchen mit der Spitze des Zeigefingers zerquetschte. Dann streifte mich sein schwerer Blick, und flüsternd sagte er zu mir: «Ja, ich hab ziemlich viele ins Jenseits befördert, da unten. Und genau das will ich zu Pater Pio sagen, wenn ich zu ihm gehe. Und er muss mir sagen, ob ich mir noch Hoffnung machen darf, auf die andere Welt, oder ob ich unten bleiben muss, im Feuer, auf dem Grund der Hölle. Das will ich wissen. Und dann lasse ich dem Frate eine Geldrolle da, so gross. Als Almosen.»

In den letzten zwei Tagen, die ich in Neapel verbrachte, liess sich das Ehepaar De Fonzo nicht mehr im Ristorante blicken. Kellner Toto verkündete, dass die Signora wegen der asiatischen Grippe das Bett hütete. Ich trug ihm auf, ihnen meine Grüsse auszurichten, und nahm den ersten zweimotorigen Flieger, der am Nachmittag startete. Aus einer gewissen Höhe vom Bordfensterchen aus betrachtet, erschien der Golf wie eine riesige blütenprichtige Immergrünpflanze.

Als ich vor ein paar Monaten in Neapel auf der Durchreise war, schaute ich auf einen Sprung im Ristorante vorbei. Toto, inzwischen Mitbesitzer des Lokals, erkannte mich sofort und vollführte Freudentänze.



«Und die De Fonzo?», fragte ich nach der Begrüssungszeremonie.

«Ah, an die erinnert Ihr Euch noch? Wisst Ihr, die haben ein böses Ende genommen! Die Signora, die Ärmste, die nicht sprach und nicht hörte, ist unter einem Auto verunglückt, in der Via Depretis. Sie hatte noch nie alleine das Haus verlassen, und just dieses Mal, zack! Er hat sie in sein Dorf mitgenommen und ihr ein marmornes Grab bauen lassen, wofür er *melioni* und *abermelioni* ausgegeben hat. Dann ist er zurückgekehrt. Er ass immer weniger, wurde dünner und dünner, trug nichts mehr zur Unterhaltung bei. Toto, sagte er zu mir, als ich diese *femmina* immer um mich hatte, immer stumm, wusste ich nicht einmal, dass ich sie hatte. Jetzt, da sie für immer fort ist, scheint mir, als fehle mir die Hälfte meines Leibs! Eines Tages sagte er zu mir, er mache eine Reise in die Gegend von Foggia, um sich mit Pater Pio zu treffen und ihn bestimmte Dinge zu fragen. Zehn Tage später, als wir ihn wiedersahen, stand es ihm ins Gesicht geschrieben, dass er nicht mehr lange hier unten hatte. Vor zwei Monaten ist er tatsächlich gestorben. Hinter den Sargträgern ging keine Menschenseele. Aber es hiess, da war ein Blumenkranz so gross wie ein Garten! Er trug keinen Namen noch Lobesbekundungen. Aber sie sagen, der *commendatore* Luciano hat ihn geschickt.»

### 3

**Das erste Mal steckte ich ihm zehntausend Lire zu.** Das war, wenn ich mich recht entsinne, an einem Tag Ende März 1957, in der Abenddämmerung. Nach einem kurzen, wütenden Platzregen war kalter Nordwind aufgekommen und klebte die Röcke an den Beinen der Frauen fest. Ein graufinsterer Baldachin hing über Mailand. Am Tag zuvor hatte er mich angerufen. Hin und wieder verdünnisierte sich seine heisere Stimme zu einer Art Seufzen. Die Rostpartikel seiner Bronchien befreiten sich zusammen mit den Wörtern.

«*Pronto?* Endlich erwische ich Euch! Mindestens zehn Mal habe ich es schon probiert! Heute früh, gestern und vorgestern hab ich angerufen! Hat man Euch das nicht ausgerichtet?»

«Also wirklich ... Sie verzeihen, mit wem spreche ich eigentlich?»

«Was soll das heißen, mit wem spreche ich eigentlich? Haben diese Unholde Euch also nicht informiert?! Richtet ihnen meinerseits aus, dass sie eine Schar übler Zeitgenossen sind! Bei jedem Anruf habe ich es ihnen ans Herz gelegt! Hinterbringt es ihm, wenn er kommt! Lasst ihn wissen, dass ich nach ihm suche! Es geht um etwas enorm Wichtiges! Und wegen denen habe ich jetzt nur heiße Luft produziert! Ich hätte schon eine Idee, wie solchen Leuten zu Leibe rücken, wenn ich nicht so ausgebrannt wäre, wie ich bin! Dann würde es was setzen, zack und zack!»

Der Akzent war eindeutig süditalienisch, aber ich war noch unentschieden, ob neapolitanisch oder sizilianisch. Auf alle Fälle durchsetzt mit vagen fremdsprachlichen Einschüben.

«Bitte, so beruhigen Sie sich doch. Ich weiss noch immer nicht, mit wem ich es zu tun habe...»

«Das werde ich Ihnen auf der Stelle sagen! Ich bin Frigenti! Frank Frigenti. Der *ganghester*. Hab ich mich klar ausgedrückt?»

Der Name war mir vertraut. Zwei Jahre zuvor hatte ich alle seine akrobatischen Wechselfälle in der Presse mitverfolgt. Als er sich zum Wortführer von hundert «Unerwünschten» gemacht hatte, die, mittellos und ohne Beruf aus Amerika in die Heimat zwangsrückgeführt, einen sogenannten *Hungermarsch* organisiert hatten, um von der Regierung Unterstützung oder Unterkunft zu erhalten. Auf den Strassen von Rom hatte er eine Art Gedächtnisprotokoll in hektographierter Form verteilt, in dem es nur so wimmelte von Ausrufezeichen, Superlativen und Grammatikfehlern. Eine Mischung aus Bittschrift und Ultimatum. Er hatte an das «warmherzige und grosszügige Wesen des Abgeordneten Mario Scelba, Lieblingsspross von Christus, Ehre und Stolz der höchstnoblsten Erde von Trinacria» appelliert. Er hatte sich an die amerikanische Botschafterin Clare Luce gewandt und nannte sie «blonder Engel, in deren Nachnamen selbst schon das Symbol für diesen Hoffnungsstrahl eingeschrieben ist, den die Verstossenen mit der Zuversicht von Söhnen in sich tragen, bereit, mit ihrem eigenen Blut die empfangenen Wohltaten heimzuzahlen». Er rechnete damit, bis nach Florenz vorzudringen, um bei La Pira<sup>16</sup> vorstellig zu werden.

Angeführt von Frigenti, hatte diese abgehalfterte Schar in Pater Blandino della Croce, einem von innerer Unruhe getriebenen unternehmungslustigen Geistlichen, sogar eine Art Kaplan gefunden, und der machte sich just in dieser Zeit zum Promotor eines Hospizes für die *Ex-gangsters*, die mit leeren Taschen nach Italien zurückgeschickt wor-

---

<sup>16</sup> In der Nachkriegszeit glorifizierter christdemokratischer Abgeordneter, dann Bürgermeister von Florenz. Im Dialog mit den Mächtigen der Welt machte er seine Stadt zeitweise zu einem Mittelpunkt der Weltfriedensbewegung.

den waren. In jenem Haus der Erlösung sollten die harten Kerle, vom Hunger weichgeklopft, meditieren, beten und arbeiten, und zwar unter geistlicher und handfester Anleitung einiger Franziskaner, so willig wie energisch. Keine Polizisten, keine Schergen, keine Wachleute. Im Fall äusserster Notwendigkeit, also falls eines der Lämmchen, man konnte ja nie wissen, die wölfischen Reisszähne wiederentdeckte, genügte ein Anruf bei den Carabinieri oder auf dem Polizeirevier.

Ein paar Wochen lang hatten die Zeitungen sich mit Frigenti, seinem hungrigen Gefolge und dem ausserordentlichen, von Pater Blandino vorgeschlagenen «Kollegium» beschäftigt. Die Tageszeitungen, besonders die aus Mittel- und Süditalien, hatten mit reisserischen Schlagzeilen und drei-, vierspaltigen Artikeln aufgewartet; am Ende aber hatten sie die Geschichte mit kleinen Randmeldungen von wenigen Zeilen inmitten anderer Füllsel abgelegt. Einige Blätter hatten dem «Marsch der müden Tiger» bunte Artikel mit Fotografien gewidmet. Die ehemaligen, aus New York, Chicago, San Francisco, Kansas City und Philadelphia verscheuchten *gunmen* kamen darin wirklich ziemlich heruntergekommen rüber.

Dickfleischige Ohren, gewellt und gekräuselt nach Art von Schwarzkohlblättern<sup>17</sup>, ragten wie Topfhenkel von den kahlen, verbeulten Köpfen, die einem Studiosus wie Cesare Lombroso zur Freude gereicht hätten. Ihre Leiber unter den zerknautschten Regenmänteln und abgewetzten Wolljankern wirkten, als hätte man die Luft aus ihnen gelassen. Ihre fleischlosen Hälse reckten sich in die Höhe.

---

<sup>17</sup> Immer wieder erstaunlich, wie auch erdverbundene Autoren über die Nomenklatur von Flora und Fauna stolpern: der «cavolo» (hier ist der Schwarzkohl gemeint) bedeutet ganz allgemein Kohl; «cavolfiori», wozu Andrea Camilleri die Pflanze im Vorwort macht, ist der «Blumen»kohl. Das Bild von Blumenkohlkraut-Ohren, die bekanntlich mehr aus Strunk bestehen, Seit an Seit mit Schwarzkohl-Ohren erschien mir zu reizvoll, um Ersteres als «Fehler» abzutun und an das Original anzugleichen...

Die Lippen, die einst scharfgehäckselte Drohungen und Befehle ausgespuckt hatten, waren nun schlaff wie tote Mollusken. All diese braven Profiarbeiter der Gewalt auf der Suche nach einem ehrlichen Altersgeld zeigten, dem Blitzlicht in die Falle gegangen, Gesichter mit einer Mischung aus Entsetzen, Angst und Misstrauen. Mitten unter ihnen, an der Stelle, die in allen Gruppenfotos der massgeblichsten Figur gebührt, versuchte ein hagerer Typ, eingewickelt in die kläglichen Überreste eines Trenchcoats, die Brille mit Metallbügeln etwas schräg auf der Nase, resolut auszusehen, und das durchaus mit einem Schuss Aggressivität.

Laut Bildunterschrift von links nach rechts zu lesen, war dies Frank Frigenti: ein armes Weidenrohr, gebeutelt vom Wind der Gewissensbisse und der Verzweiflung.

Dieselbe Angst, die ihm ins Gesicht geschrieben stand, liess nun seine Stimme am Telefonhörer brüchig werden.

«Also Frigenti, was wollen Sie von mir?»

«Was ich von Ihnen will? Und wieso denkt Ihr bloss, dass ich etwas haben will? Ich bin es doch, der Euch etwas zu geben hat! Die Kollegen von Euch würden Schlange stehen, nur um ein Fitzelchen von dem zu erhaschen, was ich Euch zum Geschenk machen will.»

«Ist ja gut. Aber wieso ausgerechnet mir?»

«Macht Euch da mal keine Gedanken! Nehmt an, meine selige Mutter ist mir im Traum erschienen und hat zu mir gesagt: ‚Ciccino, du musst es so und so ansteilem. Also, macht Ihr Euch mal keine Sorgen!«

«Danke, aber...»

«Spart Euch Eure Komplimente! Gnaden erweisen die Heiligen im Himmel, *commendatore*...»

«Ich bin kein *commendatore*...»

«Ihr könntet es sein und nichts davon wissen! Aber viel eher, sagt mir doch, wo wir uns treffen können und wann Ihr mir die Ehre machen

wollt. Wenn es Euch morgen, am Vormittag oder am Nachmittag, zupasskommt, wäre mir das sehr recht.»

Ich gab mich kurz angebunden. Abgesehen von den Versprechungen – der Kerl interessierte mich. Ich bestellte ihn für den nächsten Tag in eine Bar bei der Porta Genova ein.

Als ich eintraf, erkannte ich ihn auf den ersten Blick. Er war genau die Sorte hungriger Wolf, der von tausend Sorgen gepeinigter Mann, den ich auf dem Foto gesehen hatte. Die Reste eines immer gleichen *trench* schlotterten um seinen Leib. Die Brille sass schief auf der Nase, einer der Bügel war recht und schlecht mit Draht zusammengebogen. Er trug Flickenschuhe, die so vom Regen durchweicht waren, dass seine Füße Zeh um Zeh, Sehne um Sehne, Hühnerauge um Hühnerauge zum Vorschein kamen. Die Hosen, von Stopfstichen zerfressen, liessen kalkige Waden frei, um die herum sich seltsame Baumwollsockchen rollten, wie sie Tennisspielerinnen trugen. Er schlotzte ein Bier, die Ellenbogen auf den Tresen gestützt, und schielte auf den Grund seines Glases. Ein Roboter der Misere. Gewisse Verdickungen in seiner Kleidung liessen darauf schliessen, dass er alles, was er besass, am Leib trug. Reste von Unterwäsche, die unterwegs mal geschwind, eine halbe Minute lang am ersten Brunnen oder unter einem der Wasserhähne in den öffentlichen Schlafasylen ausgeschwenkt wurde. Ein halber ausgezahrter Kamm. Ein altes Rasiermesser. Ein paar endlos verwendete Rasierklingen, die an den Rändern öffentlicher Waschbecken geschleift wurden. Ein durchsichtiges Seifenstückchen. Mit grösster Wahrscheinlichkeit auch eine jener Blechbüchsen mit verschlissenen Lackspuren, in denen die Herumstreunenden der ganzen Welt, ob sie nun *tramps*, *Clochards* oder *Penner* heissen, Zigarettenpapiere und aufgedröselte Kippen aufbewahren. Vielleicht steckte in einer ganz verborgenen, hautnahen Falte ein Klappmesser oder ein amerikanischer Schlagring mit vier Ringen für die Finger und fünf Spitzen als *Fressenpolierer*. Eine Pistole? Eher unwahrscheinlich.

Während er den letzten Schluck Bier nahm, reichte er mir die Hand. Sie war feucht und warm und zitterte vor Aufregung. Dann sagte er mit hauchdünner Stimme:

«Ziehen wir uns zurück.»

Wir schlüpfen hinter einen Raumteiler aus Pressspan. Er warf misstrauische Blicke um sich und fuhr fort:

«Zehn. Zehntausend. So viel müsst Ihr mir geben. Das ist für die Spesen.»

«Was für Spesen?»

«Genua, hin und zurück. Zwei Happen muss ich ja auch essen! Und ein Bett für heute Nacht brauch ich doch auch! Eure Sachen sind dort. In einem Koffer, den ich der Signora, bei der ich vor zwei Monaten in *bording* gewesen war, als Pfand gelassen habe.»

«*Bording*?»

«Ja, in Pension! Eine Witwe. Ich hab meine Schulden bei ihr nicht bezahlen können. Im Koffer sind Fotos, Briefe, Quittungen, amerikanische Zeitungen, Berichte, Adressen, Telefonnummern, alles, was Ihr braucht, um zehn Bücher über die amerikanischen Geschichten zu schreiben. Colosimo, Torrio, Capone ... Haben wir uns verstanden?»

«Mehr oder weniger...»

«Was heisst hier mehr oder weniger! Es gibt Leute, die würden einen Mord begehen, nur um an den Koffer ranzukommen! Die von der Federal Police, Anslinger, Pocoroba und Siragusa, wenn die auch nur einen Blick in den Koffer werfen könnten, Luftsprünge würden die machen, Kapriolen schlagen! Und Ihr, dem Euch dieses Glück über den Weg läuft, Ihr macht so ein lustloses Gesicht?»

«Also Frigenti! Sie wollen mich wohl für dumm verkaufen, aber alles hat seine Grenzen! Ich weiss nur zu gut, dass Sie seit zwei Jahren regelmässig sämtliche Zeitungsredaktionen abklappern und den Himmel auf Erden versprechen, um sich Vorschüsse unter den Nagel zu reissen. Ich bin hundertprozentig überzeugt, dass es in Genua keinen Koffer

gibt. Aber egal, wenn Ihnen mit zehntausend Lire gedient ist, hier sind sie.»

Ich schob ihm einen rosa Schein zwischen die Krallen. Er starrte ihn schweigend und mit geheuchelter Empörung an. Er versuchte, einen dicken Hals zu kriegen. Er zischelte drei, vier Schimpfwörter in knatterndem Brooklyn-Jargon, seinen Blick in meine Augen gebohrt, und versammelte alle Restbestände einstiger Härte, um mir ins Gesicht zu schnauben:

«Ich mache Euch einen Schatz zum Geschenk, und Ihr dankt es mit einer Handvoll Haferstreu! Nur weil wir in Mailand sind. Und Ihr mich in diesem Aufzug hier seht. Hier fühlt Ihr Euch auf sicherem Boden. Aber vor zwanzig Jahren, ich schwör's Euch bei der allerheiligsten Seele meiner Mutter, dass ich Euch den Koffer, den ich Euch morgen bringen werde, damals mit samt seinem Inhalt hätte auffressen lassen!»

Wie ein Büchschenschuss war er aus der Bar. Er wieselte längs einer Wand entlang, die mit Plakatanschlügen bedeckt war, und verschwand dann, zack, in der ersten Seitenstrasse.

Natürlich gab es keinen Koffer. Fünf Monate lang sah und hörte ich nichts mehr von Frigenti. Liederlicher und ausgehöhlter denn je, tauchte er unverhofft an einem glühendheissen Augustnachmittag wieder auf. Es war Ferienzeit und Mailand wie ausgeblutet. Kleine Trupps Schweizer Touristen begaben sich wer weiss wohin und beachteten peinlich genau, trotz ausgestorbener Strassen, die Ampelsignale. Er sprang aus dem Halbschatten eines Haustors, dieselben unförmigen, ausgewaschenen Flickenschuhe von einst an den Füßen. Unter der türkisfarbenen Tuchjacke, die er einem Heizer oder einem Strassenfeger weggeschnappt hatte, trug er nur ein gelbliches, durchlöcherteres Unterhemd. Seine Brille war noch schiefer, und die zwei Goldzähne, die mir bei unserer ersten Begegnung aufgefallen waren, fehlten. Ganz sicher hatte er sie zu Geld gemacht. Er bebte von Kopf bis Fuss, innerlich kochend, ohne zu schwitzen.



In Habachtstellung, die dürren Daumen wie ein Rekrut an die Hosens gelegt, richtete er das Wort an mich.

«Was soll ich Euch sagen?», meinte er. «Schaut Euch diesen armen Alten an! Er steht vor Euch wie ein kleiner Fusssoldat, der von seinem Vorgesetzten ertappt wurde. Ihr dürft mich ohrfeigen, mir Tritte versetzen, auf mich spucken! Bitte schön! Ihr habt alles Recht der Welt dazu, denn ich habe mich misslich verhalten. Aber ich schwöre Euch bei der hochheiligen Seele meiner armen Mutter, dass kein anderer den Koffer in Genua angerührt hat! Wenn Ihr mir einen Fünftausender für die paar Spesen gebt, fahr ich hin und hol ihn für Euch. Mit allem, was drin ist, und wenn Ihr der Meinung seid, ich machte nur eine *speculation*, könnt Ihr mich wie ein Pferd vor Eisenhowers oder Trumans Karosse spannen!»

«Lassen wir das mal beiseite», sagte ich. «Im Übrigen kommen Sie mir noch heruntergewirtschafteter vor als das letzte Mal. Was ist Ihnen widerfahren, in diesen Monaten?»

Er strich mit dem dürren Zeigefinger über die Lippen, auf dass ich schwiege. Dann sah er beunruhigt um sich.

«Wenn wir uns einen Moment zurückziehen», flüsterte er, «werde ich Euch ins Vertrauen ziehen.»

Ich folgte ihm in das Haustor, aus dem er hervorgesprungen war, um mich anzuhauen, und er begann mir eine komplizierte Geschichte zu erzählen, voller Auslassungen, Widersprüchlichkeiten, Augenzwinkern, Plattitüden, Verabredungen und Betrügereien. Alles hatte in Genua, am Tag nach unserer Begegnung in der Bar von Porta Genova, seinen Verlauf genommen, als er auf dem Weg zur Witwe in der Via Pre war, um *meinen* kostbaren Koffer auszulösen. Ein gewisser Typ aus Marseille, ein ehemaliger Barmann auf den Fährschiffen der *Messageries Maritimes*-Linie, hatte ihn angehalten.

«Das ist ja ein Wunder, *mon vieux!*», hatte er ihm auf die Nase gebellt. «Seit vier Tagen suche ich in jedem Loch nach dir.»

Dann erklärte er ihm die *combine*. Es war das grösste Geschäft der Saison. Gehen, nehmen, fortschaffen. Drei Kilo ganz reines «Puder», das es noch zu strecken galt und dann, in «Quäntchen» verpackt, so schnell wie möglich den Jungens der Bronx zu schicken war, um daraus «Viertelchen» zu machen. Arbeit für Spezialisten. Ein *trapu* (eine Million) als Vorschuss, weitere zwei plus Spesen, sobald der Auftrag erledigt wäre. Alles, was es längs der «Piste» zu schmieren gab, war bereits geschmiert. Eine ziemlich touristische Arbeit, alles in allem, aber dennoch eine Angelegenheit für einen Spezialisten. Bobò le Charbonnier, der die *combine* in der Hand hielt, hatte sofort an diesen *damné d'un vieux crochet de Frigenti* gedacht. Die einzige Bedingung war, unmittelbar alles stehen und liegen zu lassen und sich in die *machine* zu werfen. Keinen Koffer, kein Mailand, Bobö gestattete nicht einmal eine halbe Stunde Vorbereitungszeit. Er war bereits zwei Tagen über dem Zeitlimit. Nehmen oder sein lassen.

Der alte neapolitanische *gunman* (aus Fuorigrotta, um genauer zu sein) hatte diese günstige Gelegenheit beim Schopf gepackt. Der erste saftige Happen nach sechs Jahren Darben, Erniedrigungen, Anfängerjübchen. Vielleicht war die Zeit des Pik-Spielens vorbei, und die ersten Schellentrümpfe regneten auf den Tisch.

Der Hinweg war äusserst verschlungen und beschwerlich. Genua – Marseille – Ajaccio – Menorca – Karthago – Tanger. Dafür aber war diese «Piste» trotz dreimaligem Bootswechsel die sicherste. Stumme Kapitäne, blinde Schiffsmannschaften.

Mit der Million in der Tasche war Frigenti tags darauf im Morgenrauen in See gestochen, und zwar auf einem Hochseekutter. Das Gefühl, wieder mit im grossen Karussell zu sitzen, beim echten *gambling* des «Puders» oder «Schnees» oder «Mehls» mitzumischen, erwärmte sein Blut. Die Gewinnspannen waren üppig. Barzahlung auf die Hand. Hotels wie ein Nabob. Alles lief wie am Schnürchen.

Unter den Füßen des alten «Aufrechten» brummte der Motor des *skiffs* lieblich wie ein treuer Wachhund. Frigenti kuschelte sich in seiner

Koje unter die azurblaue Pupille der Schiffsluke und liess Erinnerungen an den *big trick* im verrückten Jahrzehnt zwischen Wilson und Harding vorüberziehen.

Der feuersprühende Wirbel der zwanziger Jahre. Das massige Gesicht von Al Capone, ungerührt hinter den Rauchschleiern seiner Golden Habana, einem kleinen Zeppelin ähnlich, zu einem Dollar das Stück. Die *Zankereien* der ersten Thompson<sup>18</sup> auf den Rennstrecken von Cicero. Die heftigen Kämpfe gegen die Jungs der Konkurrenz, die unter Dion O'Banion und Bugs Moran in Reih und Glied auf das Kommando warteten. Sechshundert Tote in fünfundsiebzig Monaten; dann Jack Gusick, der «Finanzminister», der nichts weiter zu tun hatte, als sich die Daumen mit Spucke zu befeuchten, um die Riesenhaufen Geldscheine zu zählen. Die «Salatblätter», die grünen Zwanzigdollarscheine, sprudelten in einem Dauerstrahl aus allen Ecken hervor. Es schien, als quollen sie sogar aus den Wasserhähnen, den Klospülungen, den roten Teppichen des Hotels Savoy, dem Hauptquartier von Al Scarface. Die Portiers trugen Automatikpistolen Kaliber 45 und 38 unter den feinen braunen Mänteln. Es gab Bankette, echten Chianti, Champagner, Gardenien, Brillanten dick wie Mandeln aus Avellino. Und Frauen, schöner als Pola Negri und Alice Terry.

Die Toten am Valentinstag lagen aufgereiht wie Kastaniensäcke auf dem rauen Zementboden der berühmten *Garage*: Sechs Schlaufüchse aus der Moran-Gang, die mit insgesamt sechsundachtzig Löchern – Einschuss- und Austrittslöchern – ins Jenseits befördert worden waren. Und Dollars, Dollars, Dollars. In seinem Verschlag zählte Gusick, der «Feuchte Daumen», ununterbrochen die Scheine, bündelte sie zu Päckchen, kassierte und verteilte ... Beim beruhigenden Tuckern des Schiffsmotors zwischen Marseille und Korsika schlummerte der Alte ein und

---

<sup>18</sup> Maschinenpistolen

hörte die wohlklingende Stimme von Al Capone: «*Allo, Frankie! Diesen Monat hast du mir echt gute Dienste geleistet! Hier, nimm die zweihundert und stürz dich ins Vergnügen!*»

Alle Zahnräder der *machine* schnurrten weiterhin wie ein Uhrwerk. Rasche Verladeaktionen in der Dämmerung, Augengezwinkerte Botschaften, kaum wahrnehmbare Zeichen, Losungen.

«Kürzlich in Marseille bin ich Eurem Cousin begegnet...». «Ich bin hier, um die drei Stück Seide abzuholen...»

Um nicht aufzufallen und keine Zeit zu verlieren, war der alte Auftragskiller von Al Capone im Schutz seiner Lumpen und Flickenschuhe geblieben. War der Auftrag erst einmal abgeschlossen, wär noch alle Zeit der Welt, um sich zu häuten: wie die grossen Pythons, die vor sich hindösen, bis die schöne Jahreszeit kommt.

Im zweiten Stock eines Hotels für zehn Dollar die Nacht überreichte ihm ein Grieche, hochaufgeschossen, schmal und schwingend wie eine Soubrette und schweigsam wie eine Languste, das harmlose Päckchen, das ganz reines «Puder» im Wert von zwanzigtausend Dollar enthielt. Irgendjemand hatte bereits, wer weiss wo und wer weiss wann, das Bargeld dafür hingeblättert. Es war keine Zeit zu verlieren. Das *skiff* für die Rückfahrt (ein bescheidener Kahn mit rachitischem Schornstein) legte in weniger als einer Stunde ab. Die von Bobö le Charbonnier organisierte *croisière* knackte an keinem Punkt. Es war ein Kettenmodell. Alle Jungs würden darüber sprechen, im Sottoripa<sup>19</sup>, im Vieux Port, in Konstantinopel, in Piräus, im *rake* von Manhattan.

Frigenti glitt den etwas ausgebleichenen Treppenläufer hinab. Man hätte ihn für einen Arbeiter, einen Zinnhandwerker oder Schreiner, in seiner Arbeitskluft halten können. Er hatte sein mit zwei gelben

---

<sup>19</sup> Portikus in der Altstadt von Genua

Gummis sorgfältig verschnürtes Päckchen unter den mageren Arm geklemmt. Ein Radio am Ende des Atriums hinter einer schütterten Palme maunzte einen Chanson von Yves Montand. Ein Herr in Grau lauschte, leicht zur Leuchtscheibe des Geräts geneigt, hingebungsvoll der Stimme von Paris. Von hinten besehen handelte es sich um einen untersetzten Vierzigjährigen. Einer der ersten *brasseurs*, denen man zu Hunderten an den neuralgischen Punkten Westafrikas begegnete.

So schätzte Frigenti ihn nach einem flüchtigen Blick ein. Und lag falsch. In der Tat, als der Radioliebhaber sich mit einem Ruck umdrehte, bekam unser alter *gunman* aus Chicago butterweiche Knie. In nur fünf Meter Entfernung blickte ihm wachsam, mit zwei Quäntchen Ironie in den Mundwinkeln, die unverwechselbare, bebrillte Visage von Charlie Siragusa entgegen, des unerbittlichen Schnüfflers vom Federal Bureau of Narcotics.

«*Don't you be funny, Frankie!*» Sei kein Dummkopf, sagte der Detektiv seelenruhig. «Geh wieder hoch und denk nach. In deinem Alter sollte man Vorsicht walten lassen.»

Mit vernebeltem Blick stieg er den ausgewaschenen Läufer wieder nach oben und steuerte *directement* den Männerabort an. Dort schloss er sich ein. Er öffnete das Päckchen und liess eine Handvoll nach der anderen ins *water* fallen, vierzehn Millionen reinstes Heroin. Unter der schepps sitzenden Brille rannen dicke, heisse Tränen seine Wangen herab. Dann zog er die Kette für die Spülung.

Im halbwegs Kühle spendenden Halbschatten des Hoftors beendete Frank Frigenti seine Schilderung wie folgt:

«Charlie hatte Respekt für diesen armen Alten. Aber wie viele schwarze Karten stecken in dem Blatt, das ich da zwischen den Fingern halte! Alles Pik, wie Kakerlaken! Zum Glück ist Euer Koffer noch immer in Sicherheit. Also einen Fünftausender für die Spesen, und innerhalb von sechs Stunden haltet Ihr eine wahre Goldmine in Händen!»

Ich zog einen grünen Schein, und er packte ihn pfeilschnell wie ein Habicht und verzog sich, die ausgebeulten Schlappen voranwerfend und Rasselgeräusche wie einen Schweif hinter sich herziehend. In der Folgezeit kam mir hin und wieder etwas über ihn zu Ohren. Gesehen habe ich ihn nie mehr wieder.

## 4

**Eigentlich hätte sich Lu Grisafi**, zwangsrückgeführt in die heimatlichen Gefilde, dauerhaft in seinem Geburtsort in der Provinz Caltanissetta niederlassen sollen. Es war ein Haufen kompakt gebauter Häuser, aufeinandergestapelt bis zur Spitze eines kahlen Hügels; wie ein riesiger Schwamm, durchlöchert von Türen und Fenstern, so wirkte es aus der Ferne. Aber kaum waren die paar Kröten aufgebraucht, hatte er keine Chance mehr gesehen, dort über die Runden zu kommen. Mit zwanzig war er weggegangen, jetzt zählte er beinahe sechzig. Was seine Ernährung anging, durfte er keine allzu derbe Kost zu sich nehmen, denn im Jahr 1929 hatte er in einem Operationssaal des *Medical Centers* von Chicago ein Stück Magen zurückgelassen. Ein Gewehr mit abgesägtem Lauf hatte seine Gedärme derart zerfetzt, dass der Chirurg ihn ohne grosses Federlesen, husch-husch operiert und eigentlich wenig Chancen gesehen hatte, seine Haut zu retten. Trotzdem war er durchgekommen. Doch weil der Bleihagel ihm auch zwei Sehnen der rechten Hand weggeschnappt hatte, waren der kleine und der Ringfinger nicht mehr zu gebrauchen. Mittelfinger, Daumen und Zeigefinger hatten nicht mehr ausgereicht, um einen 45er Ballermann sicher zu handhaben. Doch mit einem 38er Trommelrevolver war er noch imstande gewesen, «weiterzuarbeiten». Mit der schlaffen, halbgelähmten Hand konnte er nun aber gewiss nicht mehr bei den Landaufsehern vorsprechen, die Tagelöhner für die Ländereien rings um Juncio und in der Gegend von Xirbi verdingten. Es waren ausgedehnte, steinige

Fluren, auf denen die Hacke zurückprallte wie der Hammer auf dem Amboss.

1952, bei seiner Rückkehr ins Dorf, hatte der Alte nur noch ein paar entfernte Verwandte angetroffen: Neffen und Schwäger von Vettern dritten Grades, alle aus der weiblichen Linie. Aber die Leute mit seinem Nachnamen, der Stamm der Grisafi, der war innerhalb von vierzig Jahre ausgestorben: tödliche Angriffe aus dem Hinterhalt, spurloses Verschwinden, Feuergefechte mit den Polizisten des Präfekten Mori, Gefängnisstrafen von dreissig Jahren oder lebenslänglich – das waren die Ursachen. Und so waren – ob auf dem Friedhof oder hinter Gittern – die folgenden Familienmitglieder auf Nimmerwiedersehen verschwunden: Settimo Grisafi, Paolo Grisafi, Michele Grisafi und Peppino Grisafi. Und als der unerbittliche Kreislauf der Rachefehden sich erweiterte, mussten auch die brüderlichen Cousins dran glauben und hauchten ihr Leben auf den Feldwegen, in ausgetrockneten Wildbachbetten, inmitten einsamer Wälder oder in der letzten Kurve hinterm Dorf aus: Vincenzo Santangelo, Nicola Santangelo, Tanuzzo Santangelo, Vincenzo Maniscalco, Peppino Maniscalco und Antonio Maniscalco. Der Letzte der Maniscalco, Cataldo, der eine Nichte von Gevatter Gaetano Ferrarello, dem bärtigen Patriarchen der in den Wäldern der Madonie Untergetauchten, geehelicht hatte, wollte sich jedoch einem Schicksal, das früher oder später eine Ladung Schrotkugeln für ihn bereithielt, nicht fügen.

Eines Nachts im Oktober 1927 hatte sich der letzte Maniscalco aus dem Dorf abgesetzt. Trotz Sonderfahndungen und Strassensperren, die Präfekt Mori im gesamten Westteil der Insel errichten liess, war es ihm gelungen, nach Amerika abzuhausen. Das *Händchen* hatte ihm geholfen, sich in Palermo einzuschiffen, und ihn dann bis nach Brooklyn geleitet, ohne dass er sich im Einwanderungsbüro hatte einfinden oder der *control* der Hafenzollerei stellen müssen. Anfang Dezember kassierte der junge Mann seine ersten zwanzig Dollar Gehalt vom *clerk* (dem Buchhalter ohne Bücher, der nur mit dem Gedächtnis arbeitet) einer



Schwarzbrennerei; die befand sich hinter dem Friedhof von Brownsville in einem finsternen Mietskasten in der Atlantic Avenue. Er löhnte sofort sieben Dollar bei der schwarzgewandeten, schweigsamen Sizilianerin, die ihm ein Loch zum Schlafen vermietet hatte. Mit den anderen acht zahlte er einen Teil der Schulden zurück, die er in der Pizzeria von Joe Livorsi gemacht hatte. Die fünf Scheinehen, die noch übrig waren, würden reichen, um sich ein bisschen Vergnügen in einem der viertklassigen Lokale auf dem Linden Boulevard zu gönnen, die die ganze Nacht über geöffnet hatten. Doch er schaffte es gerade noch, zwei davon auszugeben. Die anderen drei wurden am nächsten Tag blutverkrustet in seiner Hosentasche gefunden, und zwar vom Lieutenant des *Criminal Detachment*, der mit den ersten Ermittlungen bei der Leiche betraut worden war. Fünf Projektile aus einer 32er Automatik hatten auch den letzten der Gebrüder Maniscalco kaltgemacht. Drei Zeilen auf einer hässlichen Ansichtskarte, die in Santa Caterina Villarmosa eingeworfen worden war, hatten genügt. Die Andaloro, deren unerbittlichen Zweilaufgewehren sich der junge Cataldo dank der Überquerung des Atlantiks entzogen zu haben glaubte, hatten einen Brudercousin mütterlicherseits, der 1909 nach New York ausgewandert war, beauftragt, den Flüchtigen zu erledigen.

John Bonanno hatte sich, kaum hielt er die Karte in der Hand, die Pistole in den Hosenbund geklemmt und jeden Winkel von Brooklyn abgegrast, um seinen Mann ausfindig zu machen. Innerhalb von zwei Tagen hatte er ihn dann. Bevor er ihn hinter der Strassenecke mit Blei durchsiebte, hatte er ihm zugerufen: «Diesen Gruss aus der Heimat schicken dir die Andaloro!»

Lu Grisafi war ein alter Haudegen, ausgewaschen vom Regen von fünfundzwanzig Wintern und ausgebleicht von der Sonne ebenso vieler Sommer. Aber Lu Grisafi – von den hohen Tieren von Washington nach Sizilien abgeschoben, alt, heruntergekommen, ohne Geld noch Ver-

wandtschaft – hatte noch überaus deutlich das basserstaunte Gesicht von John Bonanno an einem Juniabend 1929 vor Augen, fünf Sekunden, bevor sich die erste Kugel aus seinem 38kalibrigen Revolver Marke *Bulldog* in dessen Fleisch frass.

Just Lu Grisafi mit seiner halbtoten Hand nämlich war zum Rächer seines letzten brüderlichen Cousins, Cataldo Maniscalco, geworden: Er spürte Bonanno vom Clan der Andaloro auf und machte ihn kalt.

Bonanno hatte ein leichtes Leben in der Gang der Terranova, die seinerzeit den Schwarzgeldmarkt in vier Fünfteln der Unione Siciliana kontrollierte. Er fühlte sich unbeschwert und sicher. Seit der Ausschaltung des jungen Maniscalco waren eineinhalb Jahre vergangen, und in der ganzen Zeit hatte sich niemand blicken lassen. Nicht mal eine Warnung oder ein Pass-bloss-auf war an seine Adresse ergangen. Andererseits fand John Bonanno, wenn er eins und eins zusammenzählte, weder einen Grisafi noch einen Santangelo und auch keinen Maniscalco mehr, der heute oder morgen hätte vorstellig werden können, um die Ermordung von Cataldo zu rächen. Einige Monate zuvor, ungefähr Mitte Februar, war aus Chicago die Nachricht gekommen, dass auch der letzte Überlebende der Grisafi, Napoleone, genannt Lu, ein echtes *tough egg*, ein harter Knochen also, an der «Endstation» angelangt sei. Ein Gewehr mit abgesägtem Lauf des Syndikats Sciandra-Genovese hatte ihn in die Leichenhalle bugsiert. Bonanno feierte mit einer *Spaghettata* unter «Genossen» diese Nachricht, die ihn vollständig beruhigte.

Lu Grisafi hatte man in der Tat für tot geglaubt. Der junge *doc* der *Police* hatte sich auf dem feuchten Trottoir zwischen den heruntergekommenen Gebäuden von Chicagos West Side – dort, wo der Tod zwischen den Gasometern herumspaziert – niedergekniet und ihn als Erster untersucht. Als er schliesslich die Höreiheln des Stethoskops aus den Ohren nahm, war er unentschieden, ob das vor ihm eine Leiche oder ein Todgeweihter in den letzten Zügen war. Also liess er den Mann auf die Trage legen und schickte ihn mit Karacho in die chirurgische

Abteilung des *Medical Center*. Im Krankenhaus wurde der von einer erschreckenden Ladung Blei durchsiebte Körper erneut auskultiert, dieses Mal ohne Strassenlärm im Hintergrund. So stellte sich heraus, dass er zwar mehr im Jenseits als im Diesseits, aber objektiv gesehen noch am Leben war.

Während der Chirurg den Verletzten recht und schlecht zusammenflickte, konnte niemand sich vorstellen, dass er es schaffen würde.

Fünfzehn Monate später, Ende Mai, verliess Lu Grisafi, weiss wie eine Sahnemeringue, den Schädel voller Leerstellen und Gesumme, das *Medical Center*. Er ging auf einen Sprung im Hotel Savoy von Cicero vorbei, wo die Jungens von Al Scarface ihn festlich willkommen hiessen. Unter ihren herzlichen Prankenhieben auf den Rücken erbebt er förmlich. Er stieg in den vierten Stock, um die Bosse zu begrüssen und die aufgelaufenen Gehaltszahlungen abzuholen, die Gizik, der Kassierer des «Vereins», regelmässig für ihn in eine Blechdose gesteckt hatte, die zuvor 45er-Projektile enthielt. Der Wiederauferstandene schob sich, ohne nachzuzählen, die mit einem Gummiband zusammengehaltenen Banknotenröllchen in die Hosentasche. Dann bat er den fetten Gizik, der im Rauch seiner dicken Zigarre wie eine Riesenkröte auf dem Stuhl fläzte, um eine Woche *liberty* und die Genehmigung, die «Zone» verlassen zu dürfen.

«Gut», meinte der Kassierer von Al Capone mit gurgelnder Stimme. «Für mich geht das in Ordnung. Aber ich würde schon gerne wissen, was du dir da in deinem verblödeten Gehirn zusammenphantasierst, junger Mann! Geht es um eine Frau, die du wärmen, oder einen Mann, den du kaltmachen musst?»

«Es gibt da unten in Brooklyn einen Freund, den will ich auf einen Besuch zu seinem Urgrossvater schicken», erklärte Lu Grisafi leise. «Es ist eine Partie, die vor gut zwei Jahren eröffnet wurde. Und jetzt hätte ich wirklich grosse Lust, sie zu schliessen.»

«Bist du nicht ein bisschen zu schwach auf der Brust, mein Junge, um einen so heissen Job zu erledigen? Diese Hand da, die erscheint mir

in einem ziemlich miserablen Zustand...», meinte der Kröterich mit den brillantbesetzten Fingern und beförderte die Zigarre von einer Ecke seines Hängemauls in die andere.

«Schon möglich», gab Grisafi etwas angesäuert das Gesicht verziehend klein bei. «Aber solange ich diese Rechnung nicht ausgleiche, komme ich nicht wieder auf die Beine. Es ist ein Gedanke, der mich zehnmal pro Nacht hochfahren lässt.»

«Okei!», sagte Gizik kurz und bündig. Urplötzlich hatte er jegliches Interesse an der Sache verloren.

Drei Tage später trat Lu Grisafi, abgekämpft und schwermütig, vor John Bonanno. Es dunkelte. Der Mörder von Cataldo Maniscalco war hemdsärmelig in seinem Vorgärtchen zugange, die Beete mit den verschiedenen Tulpenvarietäten zu wässern, und zwar so, dass der Strahl aus dem Wasserschlauch nicht in die Blütenkelche traf. Bonanno, ein untersetzter Kerl mit dichtbehaarten Armen und einer zweifingerbreiten Stirn unter einer Haube aus hartem, graumeliertem Haar hegte für diese Tulpen Gefühle wie eine sentimentale alte Jungfer.

Lu Grisafi, die Schultern leicht gekrümmt, näherte sich, ein Bein nachziehend, von der Strasse her dem niederen Gartenzaun. Bonanno stand mit dem breiten Rücken zu ihm. Das Hemd quoll ihm in zwei grotesken Ballen neben den Hosenträgern hervor. Der Nachmittag war stickig und schier endlos gewesen. Langsam konnte man jetzt wieder durchatmen. Das Wasser aus dem Schlauch trug seinen Teil zur abendlichen Kühle ringsum bei.

«Giovanni!», rief Grisafi, ohne die Stimme besonders zu erheben, beinahe mit zärtlichem Unterton.

John Bonanno drehte sich Richtung Strasse. Bass erstaunt, aber ohne einen Anflug von Besorgnis blickte er zu dem Mann jenseits des Zauns. Er drückte auf einen kleinen Hebel, um den Wasserstrahl abzuwürgen.

«Sucht Ihr nach mir, *compare?*», fragte er und fuhr sich mit dem behaarten Handgelenk unter dem Doppelkinn entlang.

«Nach Euch, Gevatter, genau so ist es!», sagte der andere. «Ich muss Euch zu einem Freundchen von mir schicken, um ihm zu sagen, dass jemand sich um ihn gesorgt hat. Die hier sind für Cataldo Maniscalco, *compare!*»

Während sich die Kugeln eine nach der anderen in John Bonannos Fettschicht bohrten, näherte sich längs des Bordsteins ein schwarzes Automobil mit gruselig anmutendem Verdeck und offenstehender Beifahrtür. Der Rächer schob die rauchende Pistole in die Tasche und sprang in den Wagen. Der Fahrer mit dem Strohhut über den Augen trat aufs Gas. Aus dem Haus Bonanno ertönten die ersten Schreie. Ein paar Nachbarn lugten vorsichtig aus Fenstern und Haustoren nach draussen. Der Tote, mit dem Gesicht im Kies, hatte genau in der Mitte des Rückens zwischen den Hosenträgern einen grossen scharlachroten Fleck in Form einer Tulpe. Seine Rechte hielt noch immer den Wasserschlauch. Ein Rinnsal bahnte sich zwischen den Beeten seinen Weg.

Lu Grisafi verweilte zwei Jahre in seinem Heimatdorf und hielt sich streng an die Auflagen für den Zwangsaufenthalt. Die drei oder vier Mal, die er nach Caltanissetta, einmal sogar nach Palermo gefahren war, um ein paar Angelegenheiten zu regeln, hatte er zuvor dem Maresciallo der Carabinieri von seiner Abreise Mitteilung gemacht. Der Unteroffizier hatte von diesen Kurzfahrten Kenntnis genommen, wobei er den «zwangsweise Heimgeführten» mit einer Rauheit behandelte, hinter der ein gewisses Mitgefühl nicht gänzlich zu verbergen war. Alle im Umkreis wussten, dass der Ex-Gangster trotz äusserster Sparsamkeit bereits zwei Drittel der bescheidenen Summe, mit der er aus Amerika gekommen war, aufgebraucht hatte. Alle wussten, dass das Bisschen, was noch übrig war, allenfalls weitere vier oder fünf Monate reichen würde. Danach würde sich dieses menschliche Wrack, hohlwangig, mit gebeug-

tem Rücken und steifer Hand, dem von Gesetzes wegen jedes Hospiz für verarmte und verlassene Alte versperrt war, wie ein rüddiger Köter Brotknauer und Steinwürfe einheimsend, durch die Gegend schleppen. Es schien jenseits jeder Vorstellungskraft, dass dieses wandelnde Elend zu Zeiten des grossen Schlaraffenlands in Chicago und in New York ein flottes Leben geführt haben sollte – mit Seidenschlips und Blume im Knopfloch, in Restaurants, wo jeder Gast zwei Diener stramm hinter der Stuhllehne stehend zu seinen Diensten hatte, wo zwischen den einzelnen Speisegängen Musikanten und Tänzerinnen auftraten. Und doch hatte sich im August 1953 Peppino (Joe) Salafia, der nach zwanzig Jahren aus Amerika gekommen war, um seinen Verwandten einen Besuch abzustatten – mit einem Schlitten, so lang, dass er damit nicht ins Dorf herein kam –, zehn Minuten auf der Piazza aufgehalten und mit Grisafi auf Amerikanisch gesprochen, ohne dabei dessen Hand loszulassen. Dann hatte er zu seinen Verwandten gesagt: «Der da hat in seinem Leben mehr Gold als die Trabia und die Campolattaro in den Fingern gehabt! Er hat es nie geschafft, ein hohes Tier zu werden, er blieb immer ein Befehlsempfänger. Kaum hatte er ein Bündel Dollar in der Tasche, legte er sich wie ein Pascha inmitten der Weiber nieder und verspeiste Omeletten mit gebackenen Hahnenkämmen! Damals hatte er einen sehr verwöhnten Magen. Heute stirbt er an leerem Magen!»

Den halben Winter verbrachte Lu Grisafi über ein glosendes Aschebecken gebeugt, eine Decke um die Schultern und von Asthmaanfällen heimgesucht. Im Frühjahr 1955 dann hob er die letzten fünftausend Lire von seinem Sparbuch beim Banco di Sicilia ab. Er liess sie sich rund zwanzig Tage genügen, kaute schlaffe Salatblätter ohne Würze und in Wasser aufgeweichte Brotreste, über die er mit einer Knoblauchzehe strich. Die armen Leute, die ihm unter einem schiefen Fenster ein Schlafleckchen vermietet hatten, brachten es nicht mehr übers Herz, ihm die tausend Lire für die Monatsmiete abzuknöpfen. Aber abkassieren mussten sie trotzdem. Der Alte hätte es als Beleidigung angesehen, wenn sie ihm

die dreissig Lire pro Tag, die er für seinen Strohsack bezahlte, erlassen hätten. Mit den ersten Sonnentagen wurden seine Asthmaanfalle seltener und dauerten auch weniger lang, bis sie schliesslich ganz aufhörten. Eines Morgens kam der Maresciallo der Carabinieri gefolgt von zwei Nachwuchssoldaten mit vollen rosa Backen unter der Schirmmütze und stattete dem alten «Rückbeheimateten» einen Besuch ab.

«Wie fühlt Ihr Euch, *Onkel Lu*?»

«Ich bin's zufrieden», meinte der ehemalige Scharfschütze der West Side. «Aber die Jahre, Ihr wisst ja, sie infizieren das Blut und nagen an den Knochen wie die Hunde!»

«Was in Eurem Alter zählt, ist ein Dach für die Nacht und jeden Tag einen Teller heisse Suppe», redete der Maresciallo altklug daher, während die zwei Jung-Carabinieri ihre Blicke Richtung Garten schweifen liessen, wo ein Mädchen Wäsche, eher ein paar dürftige Fetzen, zum Trocknen aufhängte. «Nur das zählt, Gevatter Lu! Und ich bin hier, um Euch eine schöne Nachricht zu überbringen! Seitdem Ihr ins Dorf zurückgekehrt seid, habt Ihr Euch stets als Ehrenmann benommen und mir nie Ärger bereitet. Ihr habt das Gesetz geachtet, und das, was Ihr in Amerika gewesen sein mögt, davon habt Ihr uns hier nie etwas spüren lassen, nicht ein einziges Mal! Wisst Ihr also, was ich Euch sage? Ich habe mich für Eure Belange eingesetzt, um für Euch ein Dach überm Kopf und täglich einen Teller Suppe bis ans Ende Eurer Tage zu ergattern! Der *cavaliere* Scopelliti, der erste Pachteintreiber von Locati, eine höchst ehrenhafte Person, hat mir darin zu Gefallen sein wollen. Er nimmt Euch als Wächter für den Schuppen des Anwesens, wo er das Olivenöl und den Käse lagert. Schlafen, Essen, was zum Anziehen und vierhundert Lire pro Woche für den Tabak! Laut Vorschrift dürftet Ihr Euch nicht ausserhalb des Ortsgebiets niederlassen, wo Ihr bei Eurer Geburt registriert wurdet. Aber ich übernehme persönlich die Verantwortung für diesen Umzug, und Ihr könnt morgen schon nach Locati gehen, wenn es Euch zupasskommt, ohne Angst vor irgendwelchen Un-

annehmlichkeiten haben zu müssen! Das Euch zu sagen, Onkel Lu, bin ich gekommen. Ihr lasst mich wissen, ob Euch diese Lösung gefällt.»

Der alte *gunman* – den noch im Jahr 1951 Senator Estes Kefauver dem FBI und dem Schatzministerium als «einen illegal in den Vereinigten Staaten Sesshaften» angezeigt hatte, der «so gefährlich ist, dass seine alsbaldige Ausweisung und Rückführung in die Heimat angeraten ist» – packte also eines Morgens sein dürftiges Bündel und fuhr auf der Ladefläche eines Lasters, inmitten gewisser Säcke voller Dünger «vom Festland», weiss wie das Pulver der Verkehrspolizei und stinkend wie Schwefel, in Richtung des Landguts Locati los. Der scharfe Gestank des sauren Natriumpyrophosphats drang tief in seine angegriffenen Lungen und nahm ihm den Atem. Die Sonne stand im Zenit eines farblosen Maihimmels. Die Provinzstrasse schlängelte sich einsam zwischen finster grünen, fast schwarz anmutenden Wäldern, vorbei an seit Ewigkeiten verlassenem Steinbrüchen und Kaktusfeigenfamilien, die sich neugierig bis zur Fahrbahn beugten. Der Feudalbesitz Malpasso, unterhalb von Locati, zwischen Alimena und Petralia, lag fünfundvierzig Kilometer vom Dorf entfernt. Der knatternde Laster legte diese Entfernung in der Hitze mit zwei Stopps innerhalb von wenig mehr als zwei Stunden zurück.

Vier Monate später, Ende September, brachte eine Tageszeitung von Palermo auf der vierten Seite, besonders auffällig aufgemacht, folgende Nachricht aus der Chronik des Verbrechens:

ALIMENA, 28. Gestern Morgen machte der Feldaufseher La Penna Antonino, zuständig für die Überwachung der Schafherden, derzeit auf den höher gelegenen Flächen des Feudalbesitzes Malpasso, nördlich von Locati weidend, auf seinem üblichen Kontrollgang zwischen den umzäunten Weiden, in denen das Vieh die Nacht verbleiben sollte, eine grauenvolle Entdeckung. Am Rande einer etwas abgelegenen Macchia,



durch die eine vom Personal des Anwesens Malpasso kaum genutzte Abkürzung führt, stolperte der Aufseher beinahe über eine zusammengekrümmte, blutgetränkte Leiche. La Penna erkannte den alten Wächter, der aus Gründen der Barmherzigkeit zur Überwachung des Käse-reilagers eingestellt worden war: Er war aus nächster Nähe mit einer Schrotflinte erledigt worden. Der Tote ist ein gewisser Grisafi Napoleone, 62 Jahre alt, der 1952 mit dem Status «unerwünschter Ausländer» in die Heimat zurückgeschickt worden war. Der Grisafi, der über vierzig Jahre der italo-amerikanischen Verbrecherwelt angehört und sich den Ruf eines gefährlichen Vernichters, ohne Skrupel, stets die Hand am Abzug, zugelegt hatte, gab seit seiner Rückkehr in die Heimat den Ordnungsbehörden vor Ort keinerlei Anlass zur Besorgnis. Die bescheidene Anstellung im Anwesen Malpasso hatte er aufgrund der spontanen Verwendung des Kommandanten der Carabinieri von Santa Caterina Villarrosa erhalten, dem die misslichen wirtschaftlichen und gesundheitlichen Konditionen des reuigen Verbrechers zu Herzen gingen. Das tadellose Betragen des Grisafi, letzter Vertreter einer Familie gewalttätiger ‚Mafiosi‘<sup>20</sup>, die aufgrund einer langen Kette von Racheakten und Gegenrachen im Jahrzehnt zwischen 1916 und 1926 dezimiert wurde, war in den vergangenen vier Jahren solcherart, dass der Mord sein Motiv in Zwistigkeiten oder Unstimmigkeiten neueren Datums haben könnte. Weder die ermittelnde Behörde noch die Bekannten von Grisafi sind bis jetzt in der Lage, den Hintergrund dieses schrecklichen Mordfalls zu durchleuchten. Der einzige Lichtblick in diesem undurchdringlichen Dunkel sollen nach neuesten Berichten vage Drohungen sein, die ein gewisser Tocco Nicola, genannt ‚Maato‘ (der Verzauberte), von Beruf Kutscher, in den vergangenen Tagen an die Adresse des alten Grisafi ausgestossen hat. Laut bisheriger Ergebnisse aus den Befragungen und amtlichen Ermittlungen soll der Tocco Grund für Groll gegenüber dem

<sup>20</sup> Die Anführungszeichen sind im Original

alten Grisafi gehabt haben, und zwar weil er über die Linie der Mutter, Bonanno Maria, im Vorjahr verstorben, Neffe eines gewissen Giovanni Bonanno ist, der im fernen Jahr 1910 in die Vereinigten Staaten ausgewandert war und in der Nähe seines Hauses in New York im Jahr 1929 ermordet worden war. Dieser Mord, der in Verbindung steht mit einer ansehnlichen Reihe gnadenloser Racheaktionen zwischen dem Clan der Grisafi-Santangelo-Maniscalco und dem der Andaloro-Bonanno-Ciriminno könnte den Tod des sechzigjährigen Napoleone Grisafi erklären. Wenn es gelänge, nachzuweisen, dass 1912 Giovanni (John) Bonanno von Hand des Grisafi sein Leben liess, fände die Annahme, dass Tocco Nicola den alten «Heimkehrer» getötet hat, um nach bald dreissig Jahren den Tod des Onkels Bonanno zu rächen, volle Bestätigung. Unterdessen setzen die Carabinieri ihre Ermittlungen in diesem schwierigen Verbrechensfall auf dem Anwesen Malpasso fieberhaft fort.

## 5

**Seit einer Viertelstunde schon** zerbrach ich mir den Kopf über den Namen jener Art von Pelz, der in meiner Jugendzeit gross in Mode war, ein bisschen vor der Zeit, als der *petit-gris* Erfolge feierte.

Es war sowas wie Chintz, aber irgendwo im Namen gab es ein K. *Kanz*, aber nein doch. Und auch nicht *kenz* ... Endlich hatte ich es: Skunk! Ja, genau.

Die Hände des Mannes, der neben mir seine Mahlzeit zu sich nahm, schienen mit Skunk bedeckt. Über ihnen lag in voller Breite das längste Haarkleid, das ich je aus menschlichem Fleisch hatte wachsen sehen. Dickes, stehendes Haar, zwischen dem sich Streifen olivfarbener Haut zeigten.

Der Mann trug einen echten und seit Zeiten vergilbten Panamahut mit sehr breiter Krempe. An den beiden Seiten der Kopfbedeckung, über den fleischigen Ohren, festangewachsen wie zwei Henkel, traten zwei dichte schwarze Nester gekräuselten Haars hervor. Im ersten Moment hätte man den Mann auf dreissig geschätzt. Sah man genauer hin, auf fast das Doppelte. Er trug einen, trotz seines massigen Oberkörpers, viel zu weiten Anzug, ein Machwerk aus Seide, und darunter ein hellblaues Hemd. Aus dem Kragen mit sehr weiten Spitzen wölbte sich eine Krawatte mit klobigem, gequetschtem Knoten. Für die Krawatte als solche blieben gerade noch zehn Zentimeter Stoff.

Handelte es sich um einen Andenbewohner, einen Mexikaner oder um jemanden, der einem der tausend Archipele des Pazifischen Ozeans entstammte? In Genua, besonders in den Jahren unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, konnte man so ziemlich allem begegnen. Es war ein stickiger Mittag Ende Juli 1948. Die vier Revolverschüsse, die Pallante zwei Wochen zuvor auf Palmiro Togliatti<sup>21</sup> abgefeuert hatte, waren noch immer auf den ersten Seiten, aber auf dem Wege der völligen Erkaltung. Salvatore Giuliano<sup>22</sup>, unwissend, dass ihm nur noch zwei Jahre zum Leben blieben, trieb es sehr wild. Auch sein Name prangte an diesem Tag auf der ersten Seite.

Der Mann mit den Skunkhänden gluckerte die letzten drei Finger breit Bier hinunter, wischte sich die dicken Lippen mit dem Fell ab und schob dem Kellner einen Geldschein zu. Seine Augen waren wie Tintentropfen. Und die liess er ohne die geringste Verlegenheit für einige endlos lange Minuten an mir haften. Mit demselben Mangel an Respekt schnüffelte er nachhaltig und dabei geräuschvoll mit der Nase hochziehend an allem, was er sich in den Rachen zu schieben im Begriff war.

Wir sassen an ein und demselben Tisch. Dieses an sich vorzügliche Wirtshaus von Sotto Ripa war zur Hälfte von Anstreichern und Mauern besetzt. Die Gäste mussten sich bescheiden. Den eigenen Esstisch mit einem Unbekannten zu teilen ist an und für sich schon lästig. Dieser Inka-Typ aber, der mich mit seinen Blicken durchbohrte, ärgerte

---

<sup>21</sup> Am 14. Juli 1948 wurden in Rom vier Schüsse auf Palmiro Togliatti, den Chef der Kommunistischen Partei, abgefeuert, als er das Parlamentsgebäude verliess. Der Attentäter, Antonio Pallante, war ein Jurastudent und rabiaten Antikommunist. Das Attentat hatte tagelange schwere Unruhen in mehreren italienischen Städten zur Folge, in deren Verlauf 16 Menschen starben.

<sup>22</sup> Salvatore Giuliano (1922-1950), war ein sizilianischer Bandit, mit Verbindungen sowohl zur Mafia wie auch zum rechten politischen Spektrum in Italien. Sein Name verbindet sich mit dem Massaker von Portella della Ginestra, wo sich im Mai 1947 Mitglieder der linken Volkspartei und der Kommunistischen Partei versammelt hatten. Giulianos Bande eröffnete das Feuer und tötete 11 Menschen, darunter viele Kinder.

mich geradezu. Ich zwang mich, immer mal wieder in die Zeitung unter meinem Ellenbogen zu linsen, und gab mich gleichgültig. Die leider zu stark überbackene *creme caramel* schmeckte fast bitter. Ich liess die Hälfte auf dem Teller, verlangte nach der Rechnung und machte Anstalten zu gehen.

«Darf ich Euch ein Kompliment machen, mein Freund?»

Diese Worte kamen aus dem Mund von Mister «Skunkhand» mit einer unerwartet dünnen Quitschstimme. Er konnte niemand anderen als mich gemeint haben.

«Was für ein Kompliment? Verzeiht, ich verstehe nicht...»

«*Ya, even so!* Wir können doch *drincare*, ein Schlückchen zusammen trinken, nicht wahr?»

«Aber, ehrlich gesagt...»

«*Get me!*»

Er rief ohne längere Umschweife dem Kellner seine Bestellung zu: «*Alló, boy!* Bring uns zwei *brendi*, von der teureren Sorte aber!»

Mir blieb nichts übrig, als mich wieder zu setzen, blieb aber auf dem Schnäpperle und musste nach dem Gläseranstossen einen Cognac hinunterstürzen. Dann noch einen. Und noch einen dritten, den ich spendierte. Und einen nächsten, den er wieder ausgeben wollte, was er sich absolut nicht nehmen liess. Eine fünfte Trinkrunde orderte ich, völlig von der Sache gefangen genommen. Der Likör war ziemlich mies und schmeckte nach Medizin. Inzwischen erfuhr ich das Warum des «Kompliments». Der Mann mit dem Panama, der vor nicht einmal vierundzwanzig Stunden aus den Staaten angekommen war (er hielt es für überflüssig klarzustellen, dass es sich um die Vereinigten handelte), feierte just an diesem Tag seinen achtundfünfzigsten Geburtstag. Da er in Genua nun mal allein wie ein «Toter im Sarg» war, hatte er beschlossen, seinen *birdai*, also seinen Geburtstag, mit einem *etfrendom*, einer Zufallsbekanntschaft, zu feiern, also mit jemandem, der eine Aura von *dimocratico* verströmte.

Wir tranken noch zwei weitere Cognacs, dann traten wir hinaus in das dichte Treiben des Stadtviertels Sotto Ripa. Die Erdnussverkäuferinnen und die Liebesverleiherinnen hatten längs des Portikus ihre Stammplätze eingenommen. Der «Amerikaner», der im Sitzen aufgrund seines Brustkorbs die Idee eines gestandenen Kerls vermittelt hatte, entpupperte sich aufrechtstehend als eine Art grosser Zwerg. Er war nicht viel grösser als einen Meter sechzig. Ich wusste bereits seinen Namen: Terry Longo, genannt «Swing», denn in Momenten von Nervosität fing er an zu schaukeln, wie die Bären im Käfig. Longo war der Nachname seiner Mutter, und den trug er seit vielen Jahren schon. Seinen wahren Nachnamen verriet er mir nicht. Seine Alten waren *burring*, also begraben auf einem handtuchbreiten Friedhof in dem Dörfchen unterhalb von Avellino inmitten von Mandelbäumen und Belladonna-Macchien, wo auch er geboren war. In Amerika war er 1922 so «unter der Hand» angekommen und 26 Jahre geblieben. Er hatte sich verheiratet, sich scheiden lassen, wieder geheiratet und sich dann «verwitwet».

«Wart Ihr in New York?»

«Früher, fünf Jahre lang. Dann habe ich mich zusammen mit gewissen guten Soziussen nach Blue Island, Illinois, in die Umgebung von Chicago, auf halbem Weg zwischen Calumet und Robbins verpflanzt.»

«Wart Ihr da als Kaufmann tätig?»

Er überlegte kurz. Dann erwiderte er vage, mit der mit Skunk bedeckten Hand wedelnd:

«Früher ja. Dann aber, als *ai got stuk*, als sie mich reingelegt haben, habe ich mich in eine andere Partie verlagert. Ich habe mit gewissen Landsleuten in den *faiter sittuppe*<sup>23</sup> gearbeitet. Wisst ihr, um die *Boxmecc*<sup>24</sup> zu regulieren.»

«Regulieren?»

<sup>23</sup> fighter sit-up – ein Sit-up Fighter

<sup>24</sup> Boxmatches

«*Ya, even so!* Wie eine Kooperative. Ein Syndikat, versteht Ihr?»

Wir verbrachten zusammen den ganzen Nachmittag, klapperten sämtliche Bars in der Via Gramsci längs des Hafens ab und dann die in den Gassen, die im Fischgratmuster rings um die Via Pre angeordnet sind. Die Mengen von Cognac, die wir geschluckt hatten, nahmen uns den Appetit auf ein Abendessen. Später setzten wir uns in eine Ecke des Ragno d'Oro, eines Nachtlokals, das seinerzeit *en vogue* war. Mein Begleiter, inzwischen schon ziemlich blau, brachte die Lippen nicht mehr zusammen. Drei goldene Schneidezähne funkelten in der Mitte des selig offenstehenden Munds. Als ich ihm sagte, ich hätte 1944 die nähere Bekanntschaft von Don Vito Genovese gemacht – damals Fahrer und Vertrauensmann von Charles Poletti, dem *general governor* des befreiten und wiederbesetzten Italiens, der den amerikanischen Truppen in brauner Uniform folgte –, grinste er still. Der Rausch brachte die letzten Bastionen seines Misstrauens zum Einstürzen und als der Name von *big Vito*, dem gefürchteten schweren Kerl der amerikanischen Mafia, gefallen war, wurde er endgültig vertraulich. Tanzpaare glitten wie Algen im Wasser über das Parkett oder stampften ausgelassen zum *bughi* (Boogy), und Terry Swing Longo erklärte mir mit einem nicht enden wollenden und quiekend vorgebrachten Redefluss klar und deutlich, welche Arbeit er in Chicago im Boxambiente ausgeübt hatte. Das brauchte einige Stunden. Um mir eine klarere Idee zu geben, erzählte er die Geschichte von Tony (Fooly) Davis, Mittelgewicht aus Detroit, Champion von Michigan, der versucht hatte, den *smart* zu spielen, also den ganz flotten. Viel zu spät merkte er, dass er falsch lag, als an jenem Abend die «Spezialisten» der Zentralorganisation mit einem simplen «*Here we are, Tony*» bei ihm vorstellig wurden.

Es muss nach dem Essen, so um den 20. April 1931 gewesen sein, denn die Tickets für das *match* zwischen Tony Canzoneri und Jack Kid Berg um die Weltmeisterschaften im Leichtgewicht, das für den 24. jenes Monats angesetzt war, hatten noch nicht ihren Weg in die Hände

der illegalen Verkäufer gefunden. Auf der anderen Seite war der Kampf zwischen Young Thompson und Tommy Freeman um die Weltmeisterschaft im Weltergewicht schon am Abend des 14. April von Thompson durch K. o. im zwölften *round* entschieden worden. Versteht einer was davon und hat ein gutes Gedächtnis, kann man sich anhand des Kalenders der Boxveranstaltungen immer bestens orientieren.

1931 war nicht mehr alles so golden wie im Jahrzehnt davor, aber es war noch immer ein ganz ordentliches Jahr. In New York schoben die Jungs vielleicht noch eine ruhige Kugel, aber nachdem in Chicago Tonuzzo Lombardo und Vincent Spiccusa von der Bildfläche verschwunden waren, trieb die Familie von Al Capone, dem eisernen Fettsack, ungestört essend und trinkend<sup>25</sup> ihr Unwesen in grossem Stil. Morgan und die Gebrüder Ajello, die letzten kargen Vertreter der Konkurrenz, hatten sich wer weiss wohin verkrochen. Die Statthalter und ‚Musketiere‘ des schrecklichen Al patrouillierten Nacht für Nacht an der städtischen Peripherie, zwischen den Vororten von Evanston, jenseits der Nord Side, und denen auf der entgegengesetzten Seite der Metropole rings um den Lake Calumet. Von Capones Hauptquartier in Cicero starteten die dicken *Fords* mit zurückklappbarem Verdeck vollbeladen mit Truppen, Kanonen (also Feuerwaffen jeder Art) und *ananassi* (also Handsplittergranaten). Al Scarface hatte in jenen Tagen ein wenig Ärger.

Es waren nämlich gewisse Kotztypen unterwegs, die von den Informanten des Syndikats bereits als Beamte aus jenem gefährlichen und verdammten Nest von Bullen und Schreibtischtätern, dort in Washington, aufgedeckt worden waren, wo sie sich Tag und Nacht Fallen für die Ehrenmänner ausdachten: Das Schatzministerium. Steuerkram! Keine Sachen für echte Männer, die mit vier guten Bleisalven und ein bisschen Sprengstoffspielzeug aus der Weltgeschichte zu schaffen waren! Al Scarface war ausser sich, kaute erloschene Riesenzigarren und ohrfeigte

---

<sup>25</sup> in den einschlägigen Lokalen – N.d.Ü.



die Pagen des Savoy, wenn sie nicht beim ersten Antippen der Zimmerglocke wie Wiesel herbeizischten. Frank Nitti, der ‚Justizminister‘, wartete im Nebenzimmer auf Befehle, während er endlos mit den anderen Chefs des formidablen Clans Karten klopfte: Capezio, Accardo, Anselmi, Maddox, Guzik, Campagna, Ricca und Cicella. Alles helle und *demokratische* Burschen. Manchmal sassen an den grünen, mit Geldbündeln und Münzen überladenen Tischen auch die hemdsärmeligen Fischettibrüder und Joe Fusco und manch anderer, der Leichenhallen und Friedhöfe ganz ausgezeichnet mit Arbeit versorgt hat.

Trotz der schlechten Laune des Grossen Bosses liefen die Geschäfte wie geschmiert. Pferdewetten beim Galopprennen, das Sechszwanziger-Spiel, Schnapsbrennereien, Striptease-Bars, Bordelle, Kokain, Schutzgelder im Abonnement, ‚freie Bordsteinschwalben‘ für alle Geldbeutel: von den aufsehererregenden Blondinen im Pelzmantel, die vor den reiferen Kunden der Luxusbars, oben in Loop, herrliche Schenkel zur Schau stellten, bis hin zu den schwankenden, bereits verblödeten Wesen in der entlegensten Peripherie auf der Suche nach Arbeitern, die gerade ihre Lohntüte erhalten hatten. Jede von ihnen brachte dem Syndikat Capone viele oder wenige, auf alle Fälle aber gute Dollars ein.

Auch auf dem Boxsektor gab es nichts zu klagen. In Erwartung eines Spezialisten kümmerte sich ein junger tüchtiger Kerl, Eddie Vogel, darum, während er dem mit Jetons oder Münzen funktionierenden Spielautomaten ein bisschen Zeit stahl; zu Tausenden, in allen Ecken der Grossstadt, wo auch immer ein Nickel rauszuholen war, standen diese Dinger herum. Vogel verwaltete seit rund einem Jahr die Herde der Spielautomaten im Auftrag von Capone & Compari.

Was den Boxsport anging, so waren die Matches, nicht nur die jämmerlichen Auftritte erbarmungswürdiger Schlappschwänze zu zwei Dollar pro *round*, sondern auch die Top-Kämpfe zwischen berühmten Champions, als Einnahmequellen nur von relativer Bedeutung. Um ganz andere Umsätze ging es bei der Ausbeutung der Boxer hinsichtlich Titel,

Karriere und allgemeine Einnahmen, die vorwiegend von den Jungs aus New York und Los Angeles kontrolliert wurden. Boxen mochte für Eddie Vogel und seine ‚Vorgesetzten‘ ein recht spannendes Spektakel sein, bei dem man nicht übel einen ganzen Abend verbringen konnte. Aber unter ‚unternehmerischem‘ Aspekt war das nur ein Wettssalon, der ordentlich manövriert und kombiniert gehörte, damit er reichlich Dollars abwarf. Mit anderen Worten, dem Zufall musste auf die Sprünge geholfen werden: Entsprechend wurden die von der Organisation kontrollierten Boxer – stets der Behandlung eingedenk, die denjenigen blüht, die sich nicht an die Abmachungen halten – durch Punktsieg, Aufgeben oder K. o., je nachdem, zum Siegen oder Verlieren gebracht.

Der säumige Boxer durchlebte mehr oder weniger schwere Unannehmlichkeiten, je nach Höhe des Schadens, den er der Firma zugefügt hatte. Er konnte eine gewisse Anzahl von Monaten ohne Arbeit sein, von den Verpflichtungen befreit ebenso wie von den dazugehörigen Börsen. In anderen Fällen blieben für ihn sämtliche Boxhallen der Stadt und des Staates verschlossen – bis zum nächsten Auftrag. War die Mogelei schwerwiegender, stolperte er über eine mehr oder wenige harte Abreibung, die er dann auf der Unfallstation des Krankenhauses auskurieren musste. Der Kodex sah aber noch härtere und unbarmherzigere Strafen vor. Zum Beispiel das sogenannte *drizzle*, was so viel bedeutet wie leichter Regen. Bei der blossen Vorstellung lief es den *Boxeurs* kalt den Rücken hinunter bis zu den Fersen, und mit Eifer widmeten sie sich dem ‚Sack‘ und der ‚Birne‘ und vergassen darüber ihre Lust, den Oberschlauen spielen zu wollen.

Im April 1931 bezahlte das Mittelgewicht Tony (Fooly) Davis, ein junger Mann um die fünfundzwanzig, kräftig gebaut, weniger vorsichtig und beeinflussbar wie seine Kollegen, mit einem unvergesslichen *drizzle* die tausendsechshundert Dollar, die er, unter der Hand auf seine eigene Niederlage wettend, eingesteckt hatte, während Eddie Vogel auf seinen ‚unterstützten‘ Sieg gewettet hatte. Bill (Lazy) Kelly, Davis’ Geg-

ner, hatte sich ganz umsonst gemäss den Anordnungen verhalten: Er hatte sich auf ein bisschen Deckungsgeplänkel beschränkt und so den Fäusten des anderen breite Pässe geboten. Im vierten *round*, als Davis zufällig von einem müden Haken unterm Ohr getroffen wurde, hatte er einen Satz gemacht und sich bis zehn auszählen lassen. Der Schiedsrichter, eingeweiht in den Deal, zählte eine Sekunde wie drei. Aber Davis lag gemütlich auf dem Ringboden und hatte keine Eile aufzustehen.

Eine halbe Stunde nach dem *match* erhielt Eddie Vogel, der in seinem *office* im fünfzehnten Stockwerk des Jackson Drive im Herzen des Loop vor dem wohlgezogenen Rasen des Grant Park damit beschäftigt war, die Abrechnungen für das Bimester zu erstellen, einen Anruf.

«Also es ist so!», knurrte der ‚Minister der Münzspielautomaten‘ in den Hörer. «Der Bursche hat einen auf Idiot machen wollen. Schön und gut. Aber das ist schliesslich ein Vergnügen, das uns zehn Tausender gekostet hat! Keine Lappalie! Ich glaube, da müssen die Kerle von Blue Island ran. Sagt Joe, dass eine sehr energische Truppe sich umgehend dieses Davis annehmen muss! Ich will, dass er mit einem Spezial-*drizzle* büsst, das allen, die nicht richtig ticken, ein für allemal an die Nieren geht!»

Der Befehl flog in Windeseile von der Loop, dem schnieken Viertel des mittleren West Side, bis zur weit entfernten, abgefuckten Peripherie im Osten. Am Ende eines staubigen, von Gestrüpp und Unkraut überwucherten Gartens, der zu einer Villa gehörte, verbrachten sieben oder acht Exekutoren, die Frank Nitti, der ‚Justizminister‘, Eddie Vogel für militärische Bedarfsfälle in seinem Sektor zur Verfügung gestellt hatte, ihre gähnend langweiligen Tage. Das Detachement von Blue Island stand unter dem Kommando von Joe Vaccaro, einem alten, knallharten Typen, völlig taub und so für die Schreie der Opfer doppelt unempänglich.

Joe, dem es gegen den Strich ging, wenn einer den Sold einstrich, ohne ihn sich verdient zu haben, organisierte eine Strafexpedition in

weniger als einer Stunde. Gegen zwei Uhr nach Mitternacht fuhr der schnellste Wagen mit abnehmbarem Verdeck des ‚Detachements‘ los, um das Urteil im Fall Vogel zu vollstrecken. Am Steuer Joe höchstpersönlich, den abgewetzten grauen Strohhut so tief ins Gesicht gedrückt, dass die Hutkrempe jeden Moment an der Glut seiner Zigarre Feuer zu fangen drohte. Neben diesem stummen Koloss von Mannschaftsführer hatte es sich Vincy Zurotta gemütlich gemacht, Henker der *combinazione* und treues Hündchen von Al Capone. Dahinter zwei Zähne fletschende Assistenten, zwar noch grün hinter den Ohren und seit weniger als einem Jahr auf der Soldliste, aber schon recht vielversprechend. Der tüchtigste von ihnen hiess Terry Longo, genannt ‚Swing‘. Bevor Zurotta, die Stossdämpfer auf seiner Seite zerquetschend, sich in den Wagen gehievt hatte, hatte er sich den *dressy bone* in die Tasche gesteckt, einen klobigen Bleiklöppel, befestigt an einem dreissig Zentimeter langen Handgriff aus echtem Bambus. Ein furchtbares Instrument, eigens konzipiert, um jemandem einen akkuraten und definitiven *drizzle* zu verpassen.

An der vom Büro Eddie Vogels übermittelten Adresse, in Wilson, wo melancholische Backsteinmietsblöcke den trägen, dunklen Lauf des nach Abwasser stinkenden Chicago River säumen, fand das Kommando seinen Mann nicht. Tony (Fooly) Davis war in aller Eile aus seinem vergammelten Nest ausgeflogen und hatte auch seine noch keine zwanzig Jahre alte Ehefrau samt zweijährigem Töchterchen mitgenommen.

«Der hat wirklich nicht mehr alle Tassen im Schrank», grummelte der alte Joe, als er sich wieder hinters Steuer quetschte. «Der will nicht begreifen – je mehr Arbeit er uns aufhalst, desto energischer fällt die Behandlung aus! Diese jungen Leute von heute taugen nicht mal den Knopf an meiner Hose!»

Das Orchester im ‚Ragno d’Oro‘ hatte nach einem hitzigen *bughi* die Bühne verlassen, um sich frisch zu machen. Einige amerikanische Sol-

daten lungerten besoffen im Kranz der *segnorine* herum, die ungeduldig darauf warteten, ein bisschen Kohle in die Klauen zu kriegen. Die Kellner lehnten schläfrig gegen die Wände.

«Der Bursche hatte sich wirklich angestrengt!», schloss Terry (Swing) Longo, während er den letzten Tropfen des dreissigsten oder vierzigsten Cognac des Abends suckelte. «Wir brauchten zwei Wochen, bis wir ihn aufgabelten. Kaum waren wir irgendwo angekommen, da war er gerade abgereist. Wir waren schon im Begriff, ihm die Hand auf die Schulter zu legen, da hatte er sich schon wieder verdrückt, und immer zusammen mit Braut und Püppchen. Summit, Forest, Lemont, Hinsdale, Westmont... Halb Illinois mussten wir abgrasen, bis hinunter zum Missouri. Dann eines Abends, Mitternacht, es regnete, schnappten wir ihn in einer abgelegenen Hütte in der Gegend von Bloomington. Joe klopfte wie eine Betschwester und Tony öffnete arglos die Tür einen Spalt breit. Er war schon im Schlafanzug und ungekämmt. Wir standen versteckt jeweils an einer der Türseiten. Joe gab der Tür einen Tritt, dann trat er seelenruhig ein und sagte: ‚*Here we are, Tony!*‘. Er schaute uns entgeistert an, bleich wie Bierschaum. Hinter ihm kam seine Braut aus einem Zimmer, schwarz und frisch und die Kleine fest umklammernd. ‚Nein, nein, Männer‘, schrie das Weib. ‚Nein, bei denen, die Euch in Eurem Hause am Herzen liegen, ich flehe Euch an! Meinen Tony dürft Ihr nicht anrühren !‘ Aber die Worte der Ärmsten waren wie an die Wand gesprochen! Damals gab es keine härteren Trupps als uns, in ganz Chicago nicht. Joe trat vor und sagte: ‚Tony, wir wurden geschickt, dir ein *drizzle* zu verpassen. Du hast es selber gewollt! Wollen wir uns beeilen oder sollen wir vielleicht ein bisschen mit deiner Signora reden? Du musst es uns sagen, Tony!‘ Er biss sich tief in seine Unterlippe. Die Augen waren ihm aus dem Kopf getreten, er weinte dicke Tränen, wie ein kleiner Junge. Dann sagte er: ‚Um Himmels willen, diese Ärmsten hier haben nichts damit zu tun! Erledigt die Sache mit mir!‘ Also machte Vincy sich mit dem Klöppel ans Werk, und er machte seine Sache gut.

Ich hielt Tony zusammen mit dem anderen Kumpel fest. Joe verschloss ihm gründlich den Mund. Vincy verstand sein Handwerk besser als jeder andere! Er brauchte zehn Minuten, um das *drizzle* durchzuführen, aber als er sich den *dressy* wieder in den Hosensack steckte, hatte er die Sache wirklich beendet, keine Nachbehandlung nötig!»

«Also wie jetzt», meinte ich, «dieses berühmte *drizzle*, worin bestand das denn nun?»

«Was heisst hier, worin? Ja wollt Ihr nicht begreifen? Man musste diesen Schlaumeiern sämtliche Knochen der Hand brechen. Alle, die grossen wie die kleinen, die zarten wie die harten. Am Ende, wenn du ihnen dann die Hände drückst, fühlen sie sich an wie sandgefüllte Handschuhe! Das war das *drizzle, mai hoi*, und das war kein Vergnügen, könnt Ihr sicher sein! No *kidding, mai fellow!* Kein Zuckerschlecken, dieses *drizzle*, was sich die Schwachköpfe da einheimsten!»

Eine Weile war er still, benebelt von dem vielen Alkohol, den er sich in seinen Leib geschüttet hatte. Dann sagte er: «*Ya, even so!* Das war meine Arbeit in den Staaten! Und noch andere Aufträge führte ich aus, wenn sie anfielen. Deshalb haben sie mich jetzt verjagt! Aber wenn ich nicht mehr da bin, stehen schon andere zu Hunderten bereit, die die Sachen noch besser erledigen als ich! *Mark mai uorde, mai boi!*<sup>26</sup> Merk's dir! Wenn sie Chicago eines Tages anzünden und ein Jahr lang brennen lassen, können sie hoffen, dass es vielleicht weniger Dreck gibt! Ansonsten werden sie das ganze verdorbene, verkommene Pack behalten zusammen mit den ganzen *dollari, mai boi*!»

<sup>26</sup> mark my word, my boy

**Mancher hatte schon früher** die Rückreise nach Italien angetreten – früher als Charly (Lucky) Luciano, der ungefähr Mitte Februar 1946 an Bord des Dampfers *Laura Keene* New York verliess. Einige Leute behaupten, Lucky habe im Juni 1943 seinen Fuss auf italienischen Boden gesetzt, also einen Monat bevor die Amerikaner an der ionischen Küste von Sizilien landeten. Genauer gesagt ist die Rede von einem Unterseeboot (andere wiederum schwören, es war ein Flugzeug), mit dem das *Bureau of Naval Intelligence* in einer mondlosen Nacht den berühmten *gangster* mit dem schwierigen Auftrag, das Terrain für die bevorstehende Invasion zu sondieren, vorgeschickt habe.

Von dieser *special mission* existiert in den Archiven des amerikanischen Oberkommandos keine Spur. Man weiss aber, und das sogar mitsamt einer Menge Details, dass die *Naval Intelligence* 1942 in Person von Commander Charles Haffenden sich mit Luciano im Gefängnis von Dannemora traf, um die Voraussetzungen für eine ausserordentliche «Hilfsaktion» zum Schutz der Küsten und der nordamerikanischen Atlantikbasen zu schaffen.

Anders gesagt, es ging darum, der kriegführenden Nation die perfekte, engmaschige Hafenorganisation der ‚Ehrenwerten Gesellschaft‘ dienstbar zu machen. Mit umfassender Unterstützung von Luciano, der bereits seit sieben Jahren einsass, aber nach wie vor über grossen Einfluss verfügte, gelang die Operation rasch und zur vollsten Zufriedenheit: Innerhalb von zwei Monaten gingen die Fälle von Sabotage,

Spionage und kriegszersetzender Arbeitsverweigerung an der Ostküste um gut siebzig Prozent zurück. Bei Kriegsende wurde Luciano für seine paramilitärischen Dienste stillschweigende Anerkennung zuteil. Statt die ganzen zwanzig Jahre Haft zu verbüssen, die der rechtschaffene Richter McCook ihm aufgebrummt hatte, wurde der *racketeer* aus dem Gefängnis entlassen und in die Heimat zurückbeordert. Zusammen mit seinem Vater Antonio war er 1907 als zehnjähriger Grünschnabel in New York gelandet. Bei seiner Rückkehr nach Sizilien war er ein bereits ergrauter Fünfzigjähriger.

Charly Lucky jedenfalls ist der erste «Unerwünschte», den uns die USA zurückgegeben haben. Der erste in zeitlicher Reihenfolge, aber auch unter hierarchischem Gesichtspunkt. Wenngleich es Leute gibt, die aus heutiger Sicht Joe Adonis (Giuseppe Doto), der mehrere Jahre nach der Brillenschlange Luciano nach Italien zurückkehrte, für massgeblicher halten.

So mancher *strong boy* des amerikanischen «Syndikats» jedoch war schon viel früher nach Italien zurückgekehrt. Lassen wir mal Johnny Torrio beiseite, den *big boss* aus dem hitzigen Chicago der Zeit vor Al Capone. Nach einer Bleikugelunverdaulichkeit, die ihm sein Konkurrent O'Banion zugefügt hatte, zog er sich klugerweise aus dem Geschäft zurück, machte das Unmögliche wahr und kehrte 1926 zusammen mit Frau Gemahlin in die Irpinia zurück. Beiseite lassen wir auch die ausserordentliche *rentree* des Kalabresen Frank Costello, *president of the alcohol* für die Gebiete New York, Newark, New Haven und Randzonen.

Costello (Castiglia) war im Frühling des Jahres 1928 zusammen mit seiner reizenden Gattin als Tourist nach Italien gekommen. Er hatte eine auffällige sportliche Garderobe durchweg in Grautönen im Gepäck; darunter auch Hosen à la *Knickerbocker*, wie sie damals gross in Mode waren. Er schlug seine Zelte in Rom auf, wo er im Hotel Quirinale (in jener Epoche das Nonplusultra der Hauptstadt: Hundertzwanzig Lire am Tag



nur für die Übernachtung, ohne die Extras) ein kleines Apartment mit vier Räumen mietete. Ausgerüstet mit einer gewaltigen «Kodak», stattete er den kaiserlichen Ruinen pflichtgetreu einen Besuch ab. Er versäumte es auch nicht, die obligatorische mystisch-archäologische Pilgerreise nach Pompei zu unternehmen; er erkundete Neapel in der Kutsche; er verbrachte einige Tage in seinem bettelarmen Heimatort auf der Spitze eines Hügels in der Nähe von Sibari. Bevor er nach Amerika zurücksegelte, wurde er in seiner Eigenschaft als wichtiger *business man* und geschätzter Vertreter des *Little Italy* in Brooklyn von Mussolini im Palazzo Venezia empfangen. Eine gute halbe Stunde verweilte er im Gespräch mit dem Duce. Der Diktator (der sich just in jenen Tagen Schwierigkeiten mit der *Azione Cattolica* eingebrockt hatte) war herzlich und gerade heraus, so richtig *all'americana*. Bei der Verabschiedung überreichte Costello ihm im Namen der in New York ansässigen Italo-amerikanischen Geschäftsleute hunderttausend Dollar für Hilfswerke des Regimes.

Doch sowohl die vorzeitige Rückführung des Torrio in die Heimat als auch der Besuch von Costello gehören, sozusagen, zur Vorgeschichte des *to be back*, der endgültigen Zwangsrückkehrer also, von denen Luciano 1946 der Erste war.

Die unmittelbaren Vorläufer von Lucky – schwierig zu sagen, wie gross ihre genaue Zahl war, sicher nicht übermässig – sind hingegen dem phantastischen Biennium zwischen Juli 1943 und Sommer 1945 zuzuordnen. Von dem Tag an, da sich die Angloamerikaner mit vielen Hunderten Militärfahrzeugen auf dreiundachtzig Kilometer sizilianischer Küste zwischen Pachino und Licata ergossen, bis zu den Tagen, da die Truppen der Befreier die verheerende Bombe von Hiroshima in freier Assoziation mit «Gildas» Hüften verglichen, – mischten sie sich voller Erregung unter die ersten Sommerfrischler der Nachkriegszeit.

Es war nur verständlich, dass das *Navy Department* des Pentagon für die bevorstehende Landung in Italien – auf der Route über den Kanal von

Sizilien – die Bewerbungen der «Eingeborenen» für den Freiwilligendienst gebührend berücksichtigte. Ihre noch bestehenden Verwandtschaftsbeziehungen in der Heimat, die wenn auch nur zusammenge-reimte Kenntnis der Sprache, der Orte und der Gepflogenheiten sollten die «Operation Giorgio» (nach George Patton, Kommandant der sieb-ten, zur Landung bestimmten amerikanischen Armee) vielleicht nicht über die Massen beflügeln, ihr aber auch keine Steine in den Weg le-gen. Die italienisch-amerikanischen Reservetruppen, zum grössten Teil aus Sizilianern, Kalabresen und Lukaniern bestehend, begannen gegen Ende Februar 1943 nach Nordafrika zu strömen, als die Alliierten längst ganz Tunesien besetzt und Tripolitanien fest unter Kontrolle hatten.

Man schätzt, dass die «Befreier» unseres heimischen Bluts, die unter dem Kommando des eleganten Generals Patton über Sizilien herfielen, ungefähr zehntausend waren, davon rund tausend befehlsmpfangen-de Offiziere und Unteroffiziere. Siebzig Prozent von ihnen kamen aus Brooklyn, Philadelphia, Richmond (Virginia), Pittsburgh und Chicago. Die Metropole von Illinois hatte weniger Freiwillige als vorhergesehen bereitgestellt: Grund war die beträchtliche Anzahl von Faschisten in der italienischen Kolonie. Der enorme Erfolg des zweiten Atlantiküberflugs im Jahr 1933, als vierundzwanzig, mit dem faschistischen Liktorenbün-del geschmückte Wasserflugzeuge in Reih und Glied auf den Wassern des Michigansees aufsetzten, hatte die Sympathien für Mussolini auch ausserhalb von *Little Italy* anschwellen lassen. Die Balbo-Drive, eine wichtige Verkehrsader in Chicago City, legte davon Zeugnis ab.

Aus Chicago jedenfalls stammte Sergeant Anthony Nodo, der im September 1944 am äussersten Westzipfel der gotischen Line, im toska-nischen Versilia, mit den ersten Truppenabteilungen der Division «Buf-falo», der Küstenvorhut der Fünften Armee, seinen Auftritt hatte.

Die ‚Buffalo‘ bestand zu hundert Prozent aus Schwarzen, in erster Linie aus Harlem und New Orleans, die, um sich Mut zu machen, viel sangen und einen doppelten Krieg führten. Zum einen kämpften sie im

Dienste der Vereinigten Staaten; zum anderen sollten ihre Verdienste in der Schlacht die schwerwiegende Rassenbenachteiligung aufwiegen. Auch die Offiziere, bis hin zum Rang eines Hauptmanns, waren alles Schwarze. Vom Hauptmann aufwärts hatten es nur ein paar wenige Schwarze geschafft, sich das silberne Akanthusblatt der Majore auf den Kragen nähen zu lassen. Die Oberstleutnants und die Obersten waren alle weiss. Auch die Haare des Generals waren vollkommen weiss.

Sergeant Nodo begann sofort, in seinem schlämm- und staubverkrusteten Jeep zwischen den fensterlosen und durchbrochenen Häuserblocks von Forte dei Marmi umherzuflitzen. Die Zivilbevölkerung – halbtot vor Hunger und den ganzen Sommer zwischen Bergen und Meer in einer endlosen Serie von Zwangsevakuierungen, Befehlen, Gegenbefehlen hin und her gescheucht – kaute nun die ersten *delicatessen*, die die Befreier ihr spendierten. Die Leute rauchten die ersten guten Zigaretten und spuckten die ersten *okeis* aus. Hektisch lenkte Sergeant Nodo seine motorbetriebene *Schüssel* und war allerorts anzutreffen. Er war beseelt von einer unglaublichen Freigebigkeit. Allerorten stoppte er seinen Jeep und kramte, riesige Gummiklumpen kauend, in den hintersten Winkeln der Metallkarosserie, um den Leuten dies und jenes zuzuwerfen: Fleischkonserven, Schokolade, Kandisfrüchte, Toilettenpapier, Zigaretten, Pfeifentabak, Romanheftchen, Rasierklingen, Beutel mit Stecknadeln, Aspirin und Dosen mit DDT. Sein Tun dementierte eindeutig die schwarzmalersischen Vorhersagen, denen zufolge beim Eintreffen der Amerikaner nur für die schönen Mädchen angenehme Zeiten anbrechen würden. Für Tony Nodo waren jugendliche Knospen und alte Mütterchen, denen der Mund zu Boden ging, appetitliche Mädels und damenbärtige Schwiegermütter exakt ein und dasselbe. Still und unerschütterlich war er zu allen weiblichen Wesen gleichermassen generös und fürsorglich.

Welche Funktionen der freigebig Unteroffizier unter den Schwarzen der «Buffalo» – von denen man am Abend in den vorgelagerten

Standorten des Cinquale<sup>27</sup> nur das Weiss der Augäpfel sah – innehatte, liess sich nicht genau sagen. Er hatte in einem Häuschen hinter einem Piniendickicht Quartier bezogen; aus den Fenstern zogen Duftschwaden von frittierten Honigküchlein und rauchige Armstrongmelodien nach draussen. Genaueres erfuhr man kurz vor Weihnachten, als die deutschen Kanonen, die in den Hochebenen rings um La Spezia steckten, Forte dei Marmi und seine Umgebung in Angst und Schrecken versetzten.

Eines Morgens in aller Herrgottsfrüh umzingelte ein Schwarm riesiger Kerle von der *Military Police*, ausnahmsweise mal Schwarze und Weisse zusammen, mit gezückten Pistolen und zielgerichteten Maschinengewehren die *villetta* von Nodo. Ein Offizier, in Stellung hinter einer Pinie, brüllte etwas. Dann – Stille im schalen Morgenlicht. Erneute Aufforderung. Das undeutliche Geräusch von Lade- und Schiessmechanismen unter fahrigem und ängstlichen Händen. Endlich trat Anthony Nodo, trotz der Dezemberluft nur in Unterhosen und Unterhemd, aus seiner Höhle; die Hände auf dem Schädel gekreuzt, starrte er vor sich hin. Sie packten ihn, drehten ihn um, legten ihm, das Gesicht nach unten, Hand- und Fussfesseln an, luden ihn wie einen zusammengerollten Teppich auf einen grossen Jeep und schafften ihn wer weiss wohin.

Am nächsten Morgen erfuhren die jungen und die hilflosen Frauen von Forte dei Marmi voller Betrübnis, dass ihr Wohltäter, der um ein paar Jährchen älter war als dreissig, die man ihm auf den ersten Blick gegeben hatte, nicht Anthony Nodo, sondern Joseph Donotta hiess. Und dass er nicht nur kein Sergeant, sondern nicht einmal Soldat war.

---

<sup>27</sup> Cinquale ist ein Ortsteil der Gemeinde Montignoso, Provinz Massa-Carrara; diese grenzt im Norden an Poveromo, im Osten an Renella und im Süden an Vittoria Apuana, ein Stadtviertel von Forte dei Marmi, im Westen leckt das Ligurische Meer an seinen Rändern. Um der Gefahr von Seeräubern und Sarazenen vorzubeugen, wurde 1565 an der Mündung des Sees ein befestigter Turm, «Porta Beltrame» genannt, errichtet, der zum Küstenverteidigungsprogramm der Medici gehörte.

Die Polizei von Chicago sowie eine ungenaue Anzahl von Sheriffs aus Illinois, Indiana und Wisconsin fahndeten nach ihm. Er war ein eiskalter Killer, nachweislich verantwortlich für zwei Morde und verdächtig, mindestens zwei weitere begangen zu haben; er hatte sich innerhalb der kolossalen Maschinerie der amerikanischen Streitkräfte wer weiss welcher unterirdischer Kanäle bedient, um sich den Reservetruppen beim Aufbruch ins Mittelmeer anzuschliessen. Eine Uniform, die Abzeichen eines Sergeant, Kaugummi, ein *jeep*, eine Pistole, ein paar mal mit V-Zeichen grüssend und ein paar *okei*, das war alles. Über ein Jahr hatte er sich von den hohen Kommandos ferngehalten und konnte, zwanzig Kilometer vor dem Gros sich aufhaltend, über ein Jahr lang damit durchkommen. Er hatte sich unter die Schwarzen gemischt, um sich deren Befangenheit vor der weissen Rasse zu Nutze zu machen. Man erzählte sich, dass eine *signorina* aus Livorno, vom Stachel der Eifersucht getrieben, ihn denunziert habe. Die Bevölkerung von Forte dei Marmi bedachte die unbekannte Verräterin mit ausserordentlich unfreundlichen Worten.

«Nodo, *donnetta o dannato*, Feigling oder Teufelskerl, gleich wie», sagte eine Alte, «zu uns war er besser als ein eigner Sohn! Hoffen wir, dass er nicht auf dem Stühlchen mit dem elektrischen Strom darin, wie sie es nennen, endet!»

Andere *gunboys* aus dem schwarzen Asphalttschungel unterirdischer Intrigen zwischen Atlantischem und Stilem Ozean trafen mit der Aureole einer Schiffchenmütze oder einem Stahlhelm noch vor Lucky Luciano, das heisst ab Juli 1943, in Italien ein. Einige wie der Artillerist Buddy Galanti und der Verpflegungsoffizier Peter La Casa, beide eingezogen wie ganz normale Soldaten für die Dauer des Krieges, unter Aussetzung der verhängten Strafen und gegen das Versprechen einer vollständigen Rehabilitierung im Fall guten Betragens, versanken erneut im Sumpf des Verbrechens und verschwanden, zurück über den

Teich, in Sing Sing oder Alcatraz. Andere wiederum flüchteten vor der Polizei, nachdem sie in den italienischen Vorstädten und Dörfern Angst und Schrecken verbreitet hatten, wie sie unsereins nur aus den Filmen von Paul Muni und Bruce Cabot kannte: Sie stürzten sich in die labyrinthische Gegend um Tombolo oder irrten ziellos, unter Drohungen und Räubergebaren, durch die Berge des Apennin, am Cisa-Pass und durch die Macchia des Bracco.

Einem gewissen Franky Greco aus den düsteren Zementcanyons der Bronx und East New York, der gewiss auf keine mönchische Vergangenheit zurückblicken konnte, war es gelungen, den Schrecken dieses Kriegs, der Millionen Menschenleben gekostet hatte, zu entkommen, und er hatte es sogar zum Feldweibel gebracht. Am Ende wurde ihm, dem es viele Jahre lang beim blossen Anblick eines Nickels in den Fingern gejackt hatte, sogar die Versorgungskasse des Regiments anvertraut. Manchmal vollbringt dieses Amerika, so überaus tolerant und von schier grenzenlosem Vertrauen in die Menschheit, das Amerika Benjamin Franklins und Gary Coopers, Wunder auch ausserhalb der Leinwand.

Unter allen italienisch-amerikanischen *strongmen*, die aus der braungrünlichen Wildnis der US-Army hervorkamen, war «don» Vito Genovese sicherlich der aussergewöhnlichste. Auf der ihn betreffenden Karteikartei in der Abteilung Personenkennung des Schatzministeriums (Sektion Betäubungsmittel) von New York lauten die 1947 über ihn zusammen getragenen Daten wie folgt:

«Amerikaner, aus Italien gebürtig. Alter 47. Grösse 4 Fuss und 6 Zoll (1,67 m). Gewicht 155 amerikanische Pfund (71 kg ungefähr). Kastanienbraune Augen. Zwei kleine Narben auf der rechten Wange. Von blasser Hautfarbe. Vorstrafen: zum ersten Mal verhaftet im Jahr 1917, da er mit einer Feuerwaffe angetroffen wurde. In der Folge wurde er weitere elf Mal wegen Mordes, ‚zum Zweck der persönlichen Verteidigung‘, Diebstahls, schweren Raubs, unrechtmässigen Waffenbesitzes und Mord verhaftet.»

Vito Genovese, den sich die Polizei am 14. November 1957 in der Villa von Joe Barbara in der Nähe von Apalachin, in Albany County, schnappte, und zwar als dort eine Zusammenkunft der obersten Mafiabosse stattfand, war in der Gegend von Nola im Juli 1943 nach deren Landung in Sizilien zu den amerikanischen Truppen gestossen. Er war lange vorher nach Italien zurückgekehrt; vermutlich vor der amerikanischen Intervention, um sich einem Mordprozess zu entziehen. Wir wissen überdies, dass Mussolini ihn zum *commendatore* gemacht hatte, im Gegenzug für zweihundertfünfzigtausend Dollar für den Bau eines Prunkgebäudes als Sitz der faschistischen Parteizentrale und anderer Gebäude in Nola.

Im Juli nach der Landung Pattons konnte «don» *Vitone* die Sympathien und das Vertrauen der *Army* auf sich vereinen. Es genügte wenige Annäherungen und schon wurde er angeheuert. In Uniform, aber ohne Dienstgrad wurde er dem mächtigen Corps der Alliierten Militärverwaltung unterstellt, die so lange über volle legislative, rechtsprechende und exekutive Befugnisse verfügte, bis Italien wieder zur Normalität zurückgekehrt war. An der Spitze dieses Organs stand der Oberst Charles Poletti. Sein Name klingt in den Ohren der Italiener in gewissem Alter auch zwanzig Jahre danach noch vertraut. Vito Genovese wurde zum Vertrauensmann und Faktotum und in vielen Fällen auch zum Alter Ego von Poletti. Er stempelte, zeichnete Visa ab, erteilte Genehmigungen, gab Gültigkeitserklärungen, bevorzugte die einen und stellte andere kalt, und er liess Leute in der Versenkung verschwinden. Er stellte Führerscheine, Lizenzen, Patente und Diplome aus. Er verdiente unermessliche Summen mit dem grössten Schwarzmarkt-Netz, das in den Kriegsjahren organisiert werden konnte.

Die unglaubliche Situation dauerte mehr als ein Jahr. Am 27. August 1944 wurde Vito Genovese in Neapel von einem Polizeiamtlichen namens Dickey verhaftet und in die Vereinigten Staaten überstellt. Wegen Mordes angeklagt, musste er einen Prozess über sich ergehen lassen. Das geschah 1945. Selbstredend wurde er freigesprochen.

**Die Geschichte von Nicoline Bendando**, der eines Nachts während eines Hurrikans im Dezember 1931 am äussersten Stadtrand von Orlando (Florida) von gewissen *compari* kaltgemacht wurde – für ein Ende in Würde ein denkbar ungeeigneter Ort ist nicht ganz zu verstehen, wenn man nicht zumindest eine Ahnung davon hat, was *goose by me*, ausgesprochen *gusbaimi*, bedeutet.

*Gusbaimi* ist ein Schlüsselwort im New Yorker Asphalttschungel ebenso wie in Chicago, San Francisco, Kansas City und in jeder anderen Stadt in den Staaten, ob gross oder klein, wo das ‚Syndikat‘ einen Ableger, eine Filiale oder zumindest einen Vertrauensmann hat.

*Gusbaimi* bedeutet wörtlich, «Gans für mich» und meint konkret: «Für mich geht das in Ordnung».

In der Aussprache der italienischen Auswanderer, die vor über einem halben Jahrhundert in Amerika an Land gegangen waren, verwandelte sich jenes *okei*, das ständig und wo und wie auch immer, auf dem Trottoir, auf den Baustellen, in den Büros und Läden, von einem Mund zum anderen sprang, sozusagen auf ganz natürliche Weise in *oca*, was wiederum die Gans auf Italienisch bedeutet. Die darauffolgende Generation, die nach acht Pflichtjahren Grundschule recht und schlecht Amerikanisch sprechen und in gewisser Weise sogar schreiben konnte, benutzte weiterhin wie Eltern, Grosseltern, Onkels und Tanten das Wort *oca* – jedoch ins Amerikanische übersetzt, also *goose*.



Es war eine harmlose Art, die Alten durch den Kakao zu ziehen, denen es nicht gelungen war, sich der neuen Umgebung anzupassen, und die nach so langer Zeit noch immer nicht den Schock ganz überwunden hatten, der ihnen bei ihrer Ankunft in die Glieder gefahren war.

Das *gusbaimi* ist der einzige *pass*, das *repute*, der einzig gültige Ausweis eines Jungen auf zeitweiligem Auswärtseinsatz oder bei seiner Versetzung in einen anderen *break*, das heisst in eine andere Gruppe von *compari*, in ein neues Viertel oder gar in eine andere Stadt.

Selbstverständlich war es nur ein mündlicher *Passport*: Seit Jahrhunderten sagen die Leute in Sizilien, besonders in der Gegend von Palermo, Trapani und Caltanissetta: «*Cu niruepirma s'accattò, ci campari si schifó!*» Wer Tinte und Feder erwirbt, ist des Lebens müde.

«*Comparel*», ertönt eine krächzende Stimme aus dem Hörer durch das Summen und Brausen des Ferngesprächs. «Der Geselle, den Ihr angefragt habt, ist auf dem Weg zu Euch. Er heisst Vincent, den Rest fragt Ihr ihn am besten selbst. Er weiss, wie er sich vorzustellen hat. Ihr wisst gut, wer hier zu Euch spricht. Also dann *gusbaimi, comparei* Ich küsst Euch die Hand.»

Die Unterredung kann auch im schleppenden Slang der Siculo-Amerikaner erfolgen, aber *gusbaimi*, das bleibt immer gleich. Wer diese drei Silben ausspricht, wird automatisch Garant der vorgestellten Person, im vollständigen, absoluten und endgültigen Sinn des Wortes. Er garantiert für sie mit seiner Ehre, mit seinem Geld und falls nötig auch mit seinem Leben. Von dem Augenblick an, da er der Mann geworden ist, der *gusbaimi* (*gusbaiman*, wie es heisst) gesagt hat, ist sein Schicksal mit dem seines Augapfels verquickt. In der unterirdischen Republik<sup>^</sup> wo als einziges Stempelpapier die eigene Haut akzeptiert wird, ist das keine Sache, die man auf die leichte Schulter nehmen darf.

Lange bevor Nicoline Bendando, sechstes von neun Kindern des Schneiders Giuseppe Abendando (die Söhne Domenico, Rocco, Luigi, Ciro und schliesslich Nicolino hatten alle in ihren unterschiedlichen

Karrieren in der Welt des Verbrechens ihren Nachnamen abgeändert) in Florida – rund zweitausend Kilometer Luftlinie von der Zone entfernt, wo seine Henker ihn sechs Monate früher anzutreffen erwarteten – ein schlimmes Ende nahm, hatte Charly Minucci bereits seinen Teil der Schulden beglichen.

Im Juni 1931 war Charly ungefähr fünfzig Jahre alt und der beste *compare* von Chicago. Gleich nach dem anderen Krieg hatte er mit Mossy Enright in den Jahren des furiosen Gefechts zwischen der alten *Chicago Tribune* und dem ganz frisch von William Randolph Hearst gegründeten *Examiner* gearbeitet. Die erbitterte Schlacht zwischen diesen zwei Tageszeitungen dauerte ohne eine einzige Stunde Waffenstillstand fünf Jahre lang. Weitere zehn Jahre waren die Feindseligkeiten unter der Hand weitergegangen. Aber in der brennendsten Phase holten sich Kioskbesitzer, Zeitungsschreier, Austräger und Inspektoren auf beiden Seiten bei Blitzüberfällen der feindlichen Truppe blutige Nasen und zerschlagene Knochen. Um den von Mossy Enright, dem grossen Strategen des *Examiner*, organisierten Angriffen etwas entgegensetzen zu können, engagierte Joe Patterson, der *editor* bei der *Tribune*, Moe Annenberg, einen seltsamen *loner*, einen vereinsamten und schwermütiger Typen, der den Sportjournalismus (Box- und Pferdesport) immer mal wieder gegen das plötzliche Abtauchen in die trüben Gefilde der Unterwelt eintauschte.

Enright war gewöhnlich mit einem Dreitagebart unterwegs, und Annenberg trug seit Urzeiten den erbärmlichsten *trench* von ganz Illinois. Zurzeit als die italienischen Emigranten noch vorwiegend für ihrer musikalischen Talente bekannt waren, für die die Triumphe eines Caruso das Markenzeichen waren, und die *hard boiled eggs*, die Unnahbaren der *Unione Siciliana*, also Cusumano, Torrio, Capone, Accardo und die anderen, noch keine ausgeprägten Vorlieben für ganz andere musikalische Genres zeigten, sah man in Chicago fast jeden Tag Zeitungskiosks und

fliegende Händlerstände in Flammen aufgehen. Ganze Packen des *Tribune* oder des *Examiner* landeten vor aller Augen im Michigansee oder brannten wie Indianerscheiterhaufen zu jeder Tages- und Nachtzeit an einer x-beliebigen der wichtigen Kreuzungen der City. 1921 gab es dabei auch zwei *Offs*: Die ersten Kaltgemachten in diesem Zeitungskrieg. Es war der Abend des 2. August, wenige Stunden nach dem *big match* zwischen Jack Dempsey, dem ‚Totschläger von Manassa‘, und dem Pariser Georges Carpentier *le Zorro du ring*, um die Weltmeisterschaft im Schwergewicht. Sogar George Bernard Shaw liess sich einige Tage vor dem denkwürdigen Kampf interviewen und sagte voraus, dass Carpentier dank seiner intellektuellen Überlegenheit über die rohe Kraft des ‚Höhlenmenschen‘ Dempsey die Oberhand behalten würde. Die Keulenschläge des prähistorischen Boxers jedoch setzten den ‚Denker‘ der Faust in der vierten Runde ausser Gefecht. Austragungsort des Kampfes war Jersey City. Er brachte einem Boxkampforganisator die erste auf einen Schlag kassierte Dollarmillion ein. Der Ring wirkte wie ein winziges Floss inmitten eines Meers aus lauter Köpfen. Patterson von der *Tribune* war entschlossen, ein Foto des *matchs* in der vorletzten Nachtausgabe zu veröffentlichen. Also organisierte er alles so, dass das Foto gleich zu Beginn, beim ersten Gong, geschossen und die Fotoplatte sofort mit einem Flugzeug zu einem ‚Dunkelkammerwaggon‘ gebracht werden konnte, der an einer unter Dampf auf einem abgelegenen Provinzbahnhof stehenden Lokomotive hing, ungefähr zweihundert Kilometer von Chicago entfernt, und weiter, dass die Filmentwicklung während der Fahrt geschähe, was die Gravur des *cliché* wenige Minuten nach Ankunft des Spezialwaggonen erlauben würde. Dem *Examiner* seinerseits war es gelungen, einen ehemaligen Kriegspiloten ausfindig zu machen, der für seine im Irrenhaus verbrachten Tage bekannt war; er hatte sich bereit erklärt, die Fotoplatte direkt nach Chicago zu fliegen und dort, das war die Auflage, im Zentrum zwischen den Sträuchern des Grant Parks wenige hundert Meter von der Zeitungsredaktion entfernt zu Boden zu

gehen. Der Bürgermeister, der zu jener Zeit jede erdenkliche Unterstützung seitens der Presse gut gebrauchen konnte, liess sich zu einer vagen Genehmigung für dieses ungewöhnliche Landemanöver hinreissen.

Die von der alten *Tribune* bekamen ziemlich bald Wind davon. Moe Annenbergs *gunboys* gingen in den Keller im Redaktionsgebäude und schnappten sich Schlagringe, bleibeschlagene Stöcke, Stahlketten und *base ball*-Schläger, stets in Reichweite zwischen den für die Rotationsmaschinen bestimmten Papierrollen. Fast zur selben Stunde entnahm die Meute von Mossy Enright dem *paper depot* des *Examiner* ein nahezu identisches Arsenal. Mit dem einzigen Unterschied, dass sich auf dieser Seite der Front jemand ohne Wissen der Mitstreiter eine *old maid* (eine alte Jungfer) unter den Hosengürtel gestopft hatte, wie die «Knallhartem des Middle West einen guten Trommelrevolver Kaliber 38 aus zweiter Hand nannten. Dieser Jemand war Charly Minucci, trotz seines gutmütigen Aussehens der einzige *Strong boy* italienischer, genauer gesagt sizilianischer Herkunft, der bei Enright im Sold stand. Er war auch einer der letzten Siculo-Amerikaner, der dem Aufruf der «Ehrenwerten Bruderschaft unter Führung von Cusumano und Torrio nicht nachgekommen war, die während dieser Monate fieberhaft damit beschäftigt waren, sich für einen Schmugglerkrieg kolossalen Ausmasses militärisch aufzustellen.

Ungefähr eine Stunde lang tobte die Meute rings um das von Hearst gemietete Flugzeug im Grant Park. Bewaffnete Polizei griff ein. Zwei *were sweepstiff* (zwei einstimmig zu Leichen Auserwählte) blieben auf dem Schlachtfeld zurück. Beide Zeitungen überschwemmten das Schachbrett von Chicago mit der Ausgabe, die dem *match* von Jersey City gewidmet war. Zwei von den nackten Oberkörpern der beiden Boxer vage aufgehellte Tintenflecke waren das Ergebnis dieser Sorte heftigen Konkurrenzkampfs, der sogar ein paar Leichen mitten in der Stadt zurückgelassen hatte.

Charly Minucci kam als des Doppelmords Verdächtiger hinter Gitter. Aber die Beweise genügten dem Staatsanwalt nicht. Und die Rechtsanwälte von W. R. Hearst besorgten den Rest. Der Sizilianer kam auf freien Fuss, und das bewährte Heer von Mamma Mafia überhäufte ihn umgehend mit ausgezeichneten Angeboten. Aber er hatte nicht das Zeug zum echten *slayer*, der ohne das geringste Zaudern zu allem bereit ist. Die Idee der Familie beispielsweise versetzte ihn sofort in hellste Aufregung. Er machte lieber seinen Job als Auto Wäscher in einer grossen Garage der West Side. Was die *compari* anging (die ihn, nachdem er auf der Zielscheibe im Grant Park gleich zwei Mal ins Schwarze getroffen hatte, voller Ehrerbietung behandelten), so liess er durchblicken, dass er zwar ihre Besoldung nicht annehmen mochte, sich aber als ‚Reservekraft‘ der ‚Kombination‘ betrachtete. Im Bedarfsfall wollte er ihnen bei gewissen zweitrangigen Angelegenheiten als Vertrauensmann zur Seite stehen.

Die Garage, wo Charly Minucci Automobile mit der Wasserpeitsche seines Spritzschlauchs massierte, war vielleicht dreissig Schritte von Giuseppe Abendandos Schneidereiwohnung entfernt. Alles erledigte der alte Handwerker dort; sein riesiger Leib war infolge eines bewegungsarmen Lebens zwischen Bett und Werkbank, Werkbank und Bett zu einer monströsen Fettboje aufgeschwemmt, unter der sich die während eines Dreitagesfiebers in der Kindheit geschwächten Beine wie Blattfedern bogen: Er schnitt zu, nähte, befeuchtete, bügelte. In Augenblicken ohnmächtigen Furors zerfetzte er mit den Zähnen das ältliche Massband oder fuchtelte mit der Elle herum. Er schwitzte in Strömen und klappte mit den Zähnen, wenn plötzliche Malariaanfalle ihn schüttelten. Zwei Mal pro Tag verschlang er Berge fettglänzender, pfeffergesprenkelter Spaghetti. Die vom Tellerrand hängenden *vermicelli* berührten den auf der Werkbank liegenden Stoff, hinterliessen aber keine Flecken. Nie.

Dieser Fettsack hatte neun Kinder von zwei Ehefrauen. Sechs von der ersten, drei von der zweiten. Acht Buben und ein Mädchen. Die ers-

ten drei, Domenico, Rocco und Luigi, fast gleich alt, hatten sich schon ein nettes Plätzchen in der Unterwelt gesichert und machten sich langsam in den Reihen des unterirdischen *gambling* bemerkbar, als der vierte Bruder, Ciro, aus dem Cico (*Speakup*) Benda und dann La Benda geworden war, als Lastwagenfahrer für Nachtfahrten angeheuert wurde. Er tat ohne langes Federlesen etwas, was nur wenige im stürmischen Jahrzehnt zwischen den zwanziger und dreissiger Jahren und auch noch danach sich trauten. Nachdem er einen Wachmann aus dem Weg geräumt hatte, flutschte er mit seinem *track* (= truck), auf dem eine Burg aus Kisten schwankte, über eine Seitenstrasse auf und davon und verschob die gesamte Lieferung einschliesslich des Lastwagens an die Konkurrenz.

Er kassierte die halbe Summe des handelsüblichen Preises und gab sich auf der Stelle dem leichten Leben in den Vororten hin.

Die gefürchtetsten Henkersknechte des ‚grossen Bosses‘ brauchten ein paar Tage Zeit, weil sie ihre Augen unter den breiten Hutkrempen (seinerzeit trugen sie haarige Filzhüte) hie und da hineinstecken mussten. Doch schliesslich entdeckten sie ihn über Würfel gebeugt in einer illegalen Spielhöhle im Hinterzimmer einer Spelunke. Sie brachten ihn in eine abgelegene Autowerkstatt jenseits des Lake Calumet und bearbeiteten ihn reihum, langsam und akribisch wie chinesische Elfenbeinschnitzer, für jeden Körperteil das passende Eisen benutzend. Eines Nachts dann warfen sie ihn vor die Schneidereiwerkstatt des Vaters. Ein ähnlicher Überrest von einem Menschen war auf den Strassen von Chicago schon seit langem nicht mehr zu sehen gewesen. Auf den ersten Blick wirkte das Etwas wie ein enormer Papiersack voller Abfälle, einer Riesenkatz zum Frass vorgeworfen. Nur anhand der Knopflöcher des Jacketts, die sein eigenes Werk waren, konnte Giuseppe Abbendando schliesslich den Sohn identifizieren.

Der aufsehenerregende Verrat von Cico (*Speakup*) warf einen Schatten des Verdachts und der stillschweigenden Verachtung auf seine gan-

ze Mischpoche. Die älteren Brüder fühlten sich «in der Kälte» gelassen. Kamen sie irgendwohin, verstummen die Gespräche über heikle Themen, und die Anwesenden verzogen sich, einer nach dem anderen.

Nur von Domenico (Nick) erfuhr man gut zwei Jahre später, 1930, dass er in der Gegend von Madison in Wisconsin *off*, kaltgemacht worden war. Von den anderen beiden hörte man nichts mehr.

Im Frühjahr 1931 war Nicoline Bendando, der wie die Brüder seinen Nachnamen gekürzt hatte, ungefähr zwanzig Jahre alt. Er wirkte etwas jünger, klein und drahtig, mit schmalen Gelenken – die ideale Statur für einen guten *slayer*, einen schweigsamen, erbarmungslosen Auftragsmörder, der nicht auffallen darf. Aber in den Brustkörben der kleinen Auftragsmörder pochen Herzen, kalt und hart wie Stahluhren. Keine Emotion lässt sie je um einen Schlag schneller schlagen. Nicoline Bendando hingegen hatte ein Herz weich wie Pudding. Im Mezzogiorno Italiens heisst ein solches Herz *scamorza*.

Nicolines träge Augen wirkten ziemlich starr und wie benebelt und kaschierten sein weiches Inneres gut. Der junge *soft* konnte, wenn man ihn so sah, als harter Knochen durchgehen, aber in Wirklichkeit rangierte er gut ein oder zwei Grad unter dem furchterregenden *rat*. Der sechste Sohn des sizilianischen Schneiders war sogar ein *cherry*, Abkürzung für *cherrystone*, eine im Atlantik weit verbreitete Weichtierart. Und wie eine Molluske auch verbrachte er seine Tage: An den kleinen Quartiersbulln der West Side festklebend, die ihm ein paar Kröten rüberschoben im Gegenzug für die nur vorgetäuschte Bewunderung, mit der er ihnen lauschte, wenn sie über Billardtische gefläzt ihre aufschneiderischen Reden zum Besten gaben.

1931 herrschte grosse Nervosität in Chicago. Die Vorahnung des *New Deal* lag in der Luft. Es schien so gut wie sicher, dass der *drink* im Begriff war, sich von der Prohibition zu befreien. Das Gerücht ging um, dass Al Capone, der *big boss* von Cicero, den Bluthunden des FBI Zugeständnisse gemacht habe. Und nicht nur in Steuerangelegenheiten.

Man ahnte sofort, dass dort hinter der Prachtfassade des Savoy Hotel – so etwas wie das Weisse Haus der von Al Scarface und seinen Statthaltern regierten Schwarzen Staaten – eine weitaus schwerwiegendere Angelegenheit verhandelt wurde.

So standen die Dinge, als Nicoline Bendando eines Tages mit einem Schlag aus seiner nebelumhüllten Trägheit erwachte. Die Liebe zuckte und hüpfte unter seinen Füßen wie eine grosse Feder. Er verspürte neue Erschütterungen und lebte ungeahnte Gefühlsstürme, denn er war über eine mollige Blondine gestolpert, die, abfällig mit der Hand fuchtelnd, zusammen mit ihren Arbeitskolleginnen im Gebäude einer Wäscherei inmitten lauer, weisslicher Dämpfe umherlief. Nach ein wenig Komödie hatte er sie herumgekriegt, und am ersten Abend präsentierte sie sich mit einem Spruch, den Alice Faye jeden der achthundertneunzig Abende in Folge auf einer Bühne des Broadway vom Stapel gelassen hatte:

«*She is free, she is white and 21*» – sie ist weiss, volljährig und noch zu haben.

Zu jener Zeit galt nach dem Ableben von Roberto Valentino unter Herzensbrechern John Gilbert als der grösste. Nicoline hatte eine vage Ähnlichkeit mit ihm. Vor allem was den Krawattenknoten anging.

Das erste und einzige ehrliche und grosszügige Gefühl seines kurzen Lebens wurde für Nicoline Bendando im Mai 1931 zu seinem Todesurteil. Hätte er das Mädchen aus der Wäscherei wie eine der üblichen *dollys* genommen, mit denen man im Höchsthfall zwei Monate herummachen durfte, gäbe es heute, in Kennedys amerikanischem Hexenkessel, einen hageren Fünfzigjährigen mit schütterem Haar mehr. Stattdessen aber warf die Idee, zu heiraten, in seinem Kopf Anker aus, die nicht mehr zu lichten waren. Baldigst sollte es so weit sein und sein Programm lautete klar und deutlich: ab sofort ein friedliches Leben in einem anderen *borough*, einem anderen Stadtviertel von Chicago – möglichst weit weg von den altbekannten Visagen.



Nicoline hätte ohne weiteres den *beau* spielen können, den jungen Mann, mit dem ein Mädchen ohne Verpflichtungen geht. Er jedoch wollte der *boy* sein, also der am Ende glücklich den Hafen der Ehe ansteuert. Er wählte einen bürgerlichen und respektablen Part, für den er aber mehr Geld nötig hatte, und zwar alles auf einmal, als es gebraucht hätte, um mit den Burschen von der Clique Halligalli zu machen. Mit vier Nickels liess sich kein Hausstand gründen!

Wenige Geschichten der italo-amerikanischen Unterwelt können wie diese die Idee vermitteln, was ein *gusbaimi* kosten kann, das unbekümmert, wie ein Ding *to sneeze at*, dahingesagt, auf die leichte Schulter genommen wurde. Noch heute, nach über dreissig Jahren, wird über die Sache Nicoline Bendando gesprochen ebenso wie über den guten Teufel von Charly Minucci, *compare* aus altem Holz geschnitzt, der wirklich nicht das Zeugs zu einem *thug egg*, einem Grosslieferanten für die Leichenhäuser hatte: Er war nicht einmal in der Lage, einen *set up*, also eine Organisation von Henkerskerlen im Griff zu haben; dennoch nennen die Überlebenden seiner Generation ihn noch immer einen *right boy*, einen zuverlässigen jungen Mann, der nicht imstande war, die Angelegenheiten anderer Leut' «aus dem Ruder laufen zu lassen» oder wortbrüchig zu werden.

«*Charly was a white boy and very spunky!*», sagen die Siebzigerjährigen von *Little Italy* jedes Mal, wenn die alte Geschichte von Bendando und Minucci wieder zur Sprache kommt. Er war wirklich ein Ehrenmann und besass auch gehörigen Schneid!

«*But he got bumped off!*» Aber sie haben ihn abgemurkst, feixen die Halbstarcken, während sie sich mit neomodischen Plastikämmen in Form von Krummsäbeln, Pistolen, Tigern oder Drachen mit Flammenrachen durch die Haartollen fahren, die ihnen wie Vordächer in die Stirn ragen. Die alten *huskys* der zwanziger Jahre, die heute nicht einmal mehr den armenischen Bauern Angst machen, «die bei jedem Schlag mit der Hacke die Erde um Verzeihung bitten», sind immerhin so

nett, nicht lange darauf herumzureiten. Was wissen diese Grünschnäbel schon über die irren Jahren des *gusbaimi* und all die anderen wilden Sachen damals?

Die Geschichte ging so: Nicoline Bendando legte sich mächtig ins Zeug, um einen Hausstand zu gründen. Doch die dafür notwendige Summe konnte er ganz sicher nicht durch hundsgemeine Arbeit zusammenbringen! Mindestens zwei Jahre hätte er gebraucht, und er hatte es doch eilig, sich häuslich niederzulassen. Es mit dem Würfelspiel zu versuchen war völlig zwecklos. Um ihn herum gab es zu viele Einfaltspinsel, die zehn Mal *straighter* waren als er! Überdies seit jenem Mal, da sein Bruder Ciro von Joe Aiellos Schlächtern geschnappt worden war, just während er die *«cubi»* warf, konnte er keine Würfel mehr anrühren, ohne dass es ihn schauderte. Eben! Es gab nur einen einzigen Weg, sich husch-husch all die *«Salatblätter»*, nach denen er lechzte, in die Tasche zu stopfen. In der Runde der harten Knochen einen *jaunty* als Kunden zu finden und sich für die Operation anzubieten. Mit anderen Worten, einem Jemand seine Dienste als Meuchelmörder anzubieten, einem, der es eilig hatte, sich einen *trou mak*, einen Oberneugierigen vom Leib zu schaffen, und der dafür bereit wäre, ein schönes Sümmchen, aufgeteilt in Vorschuss und Saldo, springen zu lassen.

Im Jahr 1931 war es sehr viel wahrscheinlicher, dass einem ein solcher Auftraggeber, besonders in Chicago, über den Weg lief, als dass man sich eigens nach ihm hätte umschauchen müssen. Abgesehen von den Hunderten offener Rechnungen zwischen Kleinfürsten von der Peripherie, denen es an einer festen Truppe mangelte, gab es viele ordnungsliebende Herrschaften, denen noch gewisse Betrügereien auf der Leber lagen, die sie 1929 während der Weltwirtschaftskrise erdulden mussten; und die konnten es kaum erwarten, die Angelegenheit vermittelt eines *«Spezialisten»* zu regeln. Einige Jahre später schuf die *«Nationalvereinigung»* im Corner von Brooklyn ein ständiges Präsidium von Menschenschindern und teuflischen Totengräbern, angeführt von

Abe Reles (Kid Twist). Selbige waren bereit, aufgrund eines simplen Telefonats jedweden an jedem beliebigen Ort der Union zur Strecke zu bringen. Diese unglaubliche «*Anonima Delitti*», anonyme Verbrechensvereinigung, ist für niemanden mehr ein Geheimnis. Aber 1931 existierte eine bequeme Einrichtung dieser Art noch nicht. Der «Auftraggeber» musste einen Kerl ausfindig machen, den die Polizei noch nicht im Visier hatte; dann musste er ihm alles ganz genau erklären, ihn in manchen Fällen mehr als einmal treffen und den Preis aushandeln. Er musste «sich schmutzig machen» also. Nur für einen organisierten *boss* war ein Auftragsmord ein Kinderspiel.

Nicoline Bendando bekam innerhalb weniger Tage seine Gelegenheit. Eine solide Sache. Dreitausend. Die Hälfte bei Auftragserteilung, die andere bei Vorliegen der Leiche. Er war nicht der einzige Bewerber. Andere fünf oder sechs *slayers* von eindeutigem Ruf lechzten nach diesen dreitausend. Aber weil sie bekannt wie bunte Hunde waren, kamen sie für den Auftraggeber nicht in Frage. Der war ein cleverer Typ, ein Geschäftemacher mit viel Geld und sehr bekannt. Und unglaublich vorsichtig. Er zog es vor, jemanden zu engagieren, der vielleicht kein Ass für massgefertigte Leichen war, dafür aber nicht von Anfang an die Aufmerksamkeit der *Police* auf sich zog. Es ging darum, ausserhalb der Zone zu arbeiten, in Missouri ... Gewiss, dieser schmale junge Mann, ein Sizilianer mit kurzer Lunte und fast unbeweglichen, graublauen Augen...: «Ich glaube, mit dir könnte es gehen», sagte der Auftraggeber abschliessend. «Aber wer garantiert mir, dass die Sache glatt läuft? Die Professionellen, die seit geraumer Zeit schon in vorderster Front stehen, nun, die tragen ein richtiges Positionslämpchen auf der Stirn – ein echter Nachteil. Aber immerhin fackeln sie nicht lange, wenn sie sich mal ans Werk machen. Ihr Anfänger, wer weiss, wozu ihr imstande seid! Es bräuchte jemanden aus dem Milieu, der die Verantwortung für deine Dienste übernimmt. Sieh mal zu, dass du einen Garanten für dich aufreiben kannst, junger Mann. Dann ist die Sache gebongt.»

Nicoline setzte sich sofort in Bewegung. Aber für einen Bendando, also für einen mit einem Bruder wie Cico (*Speakup*), dem Ober Verräter, war es kein Leichtes, sich jemanden aus der «Unterwelt» zu angeln, der bereit wäre, ihm sein *gusbaimi* zu geben. Gewisse *thugs* antworteten ihm nicht einmal. Andere kehrten ihm den Rücken, als wäre er ein lebloses Etwas. Ein paar «Haken» der schlimmsten Sorte warfen ihn sechs Schritte zurück und hinterliessen einen Fingerabdruck in seinem Gesicht.

Als die Dreitausend schliesslich in Rauch aufzugehen drohten, erklärte sich der gute Charly Minucci, seine Bedenken über Bord werfend, bereit, den Sohn seines alten Friends, des Schneiders, der längst in seiner Fettleibigkeit erstarrt und vom Dreitagefieber zerstört war, unter seine Fittiche zu nehmen.

«Also gut, *picciotto!*», meinte Charly, während er weiterhin seinen Spritzschlauch gegen einen karottenroten *Nash* hielt. «Das *gusbaimi* kriegst du von mir. Ich hoffe aber schwer, sobald du eine Familie gegründet hast, wirst du diese Methode der Dollarbeschaffung schleunigst wieder vergessen. Die Sache stinkt zum Himmel, glaub mir, mein Söhnchen! Du musst immer daran denken, sobald ich dich für *gut* erklärt habe, sind wir aneinander gekettet, wie Kopf und Hals. Wenn du also einen *trick*, einen üblen Streich spielst, dann ende auch ich *off*. Und das vielleicht noch vor dir, denn ich bleibe hier, während du weggehst. Das musst du immer in Erinnerung behalten, Nicoline!»

«Wie könnt Ihr nur denken, dass ich so etwas vergessen würde, *compare* Charly?»

Minucci erledigte die Formalitäten. Der reiche Sack aber, der zur Zahlung von dreitausend Dollar für seinen Toten bereit war, hatte sich einen overschlauen Trick ausgedacht. Drei von den patentierten Kaltmachern, die er nicht in die Operation mit einbeziehen wollte, hatte er für einen anderen Service engagiert. Sie bekamen einstweilen jeder einen Fünfhunderter, sozusagen geschenkt. Hätte Nicoline seine Partie dann abgeschlossen, würden sie jeder nochmals einen Tausender ein-

sacken, ohne dass sie sich im Geringsten die Finger schmutzig machen müssten. Einstweilen aber sollten sie ihn unter Kontrolle halten, den *gusbaiml* des Jungmanns. Danach, geschah irgendein linkes Ding, wären sie zur Stelle, um die Angelegenheit mit dem Killer und seinem Gewährsmann zu regeln. Im Übrigen hatten sie einen guten Grund, das zu tun: Bei Misslingen der Aktion würden sie genau die Hälfte jener Tausend verlieren, die sie noch einzukassieren hatten. Und fünf ‚Salatblätter‘ waren 1931 kein Bohnenfurz und auch kein Furunkel am Hals!

Bevor Nicoline Bendando überhaupt die Farbe der ihm zuge-dachten Geldscheine gesehen hatte, hatte er schon beschlossen, den guten Toten, so wie in Auftrag gegeben, tatsächlich zu fabrizieren. Doch als er in der rechten hinteren Hosentasche die fünfzehn Hunderter des Vorschusses spürte, setzte sich sein Denkkapparat in Bewegung. Wenn er seine Ansprüche runterschraubte und auf Überflüssiges verzichtete, würden allein die fünfzehnhundert reichen, um sich häuslich niederzulassen. Machte es da noch einen Sinn, die Arbeit zu Ende zu führen und dafür grosse Risiken einzugehen, um noch weitere tausendfünfhundert einzukassieren? Überdies, wenn er sich mit Affenzahn davonmachte, ging der Schwindel vielleicht glatt. Also war alles eine Frage der Beine und scharfer Augen. Gewiss, in der West Side wäre da noch *compare* Minucci mit dem Spritzschlauch in der Hand, auch er steckte ja bis zum Hals in der Geschichte ... Doch bedenkt man es gut, ist das Glück zweier junger Menschen wesentlich mehr wert als ein Alter voller Zipperlein und dazu verurteilt, ein Dauerfussbad zu nehmen! *Gusbaimi*, hin oder her, der Coup mit dem gekrallten Vorschuss war die einzig denkbare Lösung bei diesem Deal. Sind wir verrückt, Jungs, für dreitausend Taler den elektrischen Stuhl zu riskieren! Es sind ja nicht mehr die Zeiten der ‚Schnauzbärtigen‘, die für einen Teller heisse Suppe und zwei Glas Wein in der Osteria auch dem eigenen Bruder die Kehle durchschneiden. Wir haben 1931, *mai boi* \ Der Film ist nicht mehr stumm,

der Himmel schwarz vor lauter Flugzeugen, in jedem Haus krächzt ein Radioapparat!

Ende Juni widerfuhr Charly Minucci als Erstem das Schicksal des *off-Gemacht* werdens. Er kippte einfach nach vorne. Aus der Wanne des Schmutzwassers ragte nur sein Nacken hervor, auf dem noch erstaunlich dicht das weisse Haar wuchs.

Um Nicoline Bendando zu liquidieren, brauchten Buddy Romano, Lew Amari und der Pole Willy (*Monument*) Seskyschky (ehemaliger Schwergewichtskämpfer, Grösse: ein Meter und sechsundneunzig) ziemlich lange. Bendando, diese *rat*, schlief nämlich nicht! Ein echtes Quecksilber. Wie lebhaft die Leute plötzlich werden, wenn ihnen die Angst im Nacken sitzt! Alles vergeudete Lebenskraft natürlich! Wenn der Moment zum Zahlen gekommen ist – einen Tag mehr oder weniger, darauf kommt es ja nicht an –, wird ihnen die bleierne Rechnung unweigerlich präsentiert. Am Ende stossen die Eintreiber immer auf die richtige Adresse, auch wenn sie zuvor von einer zur anderen ziehend ein bisschen Ärger machen mussten.

*By and by they came.* Und – leise, still und heimlich kamen sie auch jetzt. Dieselben, die ein paar Jahre zuvor den Bruder Cico (*Speakup*), in einem Abwasserkanal über die Würfel gebeugt, gefasst und ihn sich dann vorgeknöpft hatten. Nach sechs Monaten Verfolgungsjagd schnapten sich die Kerle ihren Nicoline. In einem noch ekligeren und stinkigeren Ort, der bestens zu einem widerlichen *soft*, einen Brechreiz von *puss* wie ihm passte. Sie holten ihn aus dem Klo eines Herumtreiber-Cafés, zwei Meilen hinter Orlando, an der *main road*, die Florida von Gainesville bis Miami Beach der Länge nach durchquert. Grossartige Gegend! Zweitausend Kilometer südlich von Chicago, der Sonne entgegen!

*Monument* Seskyschky nahm sich seiner an. Bevor er ihn mit Blei fütterte, und um für ein bisschen Spass zu sorgen, packte er den Jam-

merlappen bei den Hühnerbeinchen und stiess ihn mit dem Kopf ins *water*. Nachdem er das Magazin seines Colt erleichtert hatte, unwickelten die drei als feierliches Finale eines schiefgelaufenen *gusbaimi* – mit einem Lebenden anstelle eines Toten und zwei Toten anstelle zweier Lebender – den *stiff* mit einer ganzen Rolle Klopapier. Wie eine Mumie. Dann zogen sie Leine.

**Alles geschah mit grösster Geschwindigkeit**, ohne das geringste Hindernis, und zwar zwischen 8.10 Uhr und 8.35 Uhr am 20. Mai 1961. Rom erwachte nur widerwillig. Die ganze Stadt, vom goldblonden Travertin im Zentrum bis zu den noch immer fensterlosen Zementbunkern der äussersten Peripherie, war bereits vierundzwanzig Stunden im Voraus im trägen Dunst eines frühlingshaften Sonntags versunken.

Die Via Prisciano inmitten von Mietshäusern neueren Baudatums war wie leergefegt. Drei grosse dunkle Limousinen legten im Schritttempo in wenigen Metern Abstand hintereinander zwei Drittel der Strasse zurück. Dann hielten sie ganz sachte, in einem offenkundig im Voraus verabredeten Manöver am Bordstein in der Nähe eines Kiosks, der mit aufgesperrtem Schlag riesige Päckchen druckfrischer Zeitungen schluckte. Ein paar Wortbrocken und einige Zeichen des Einverständnisses austauschend stiegen zehn oder zwölf robuste Typen mit entschlossenem Gebaren aus den Autos. Gemeinsam überquerten sie die Strasse, verteilten sich rings um das Haus Nummer 75, so dass sie jede Ecke des Gebäudes im Blick hatten. Dann gingen drei schweigsame, ausdruckslos dreinschauende Typen schnurstracks im Gänsemarsch zum Haustor und verschwanden. Der Portier im Unterhemd trödelte schläfrig mit Putzeimer und Schrubber herum. Im Vorbeigehen warfen ihm die drei lediglich einen vielsagenden Blick zu, der eine undeutliche Mahnung enthielt. Der Portier blieb mit offenem Mund mitten im Eingangsflur und rührte sich nicht. Ihm war der resolute und gekonnte Schwung



nicht entgangen, mit dem sie zwei Stufen auf einmal nehmend die marmorne Treppe, Stolz der ganzen Hausgemeinschaft, hinaufgespurtet waren. Es verging eine Viertelstunde, vielleicht weniger. Von oben schallten undeutliche Geräusche durchs Treppenhaus. Das Brummen einer unterdrückten Konversation. Ein leichter Schlag. Das Klicken eines Türschlosses. Das Klappern rascher, vorsichtiger Schritte. Noch eine halbe Minute, und da waren sie auch schon wieder unten. In ihrer Mitte die Herren Caneba, gekleidet beide im selben Grau, der eine perfekt rasiert, der andere mit der Andeutung eines Barts, leicht wie Feilstaub, stiegen sie den letzten Treppenabsatz hinunter. Sie wirkten eher gelangweilt als verängstigt, die beiden Brüder Caneba. Ugo, der Dünne, und Salvatore, der Dicke. Beide im selben Alter, ein, zwei Jahre Unterschied vielleicht, beide wesentlich freigebiger in Sachen Trinkgeld als sämtliche anderen Bewohner des Hauses, aber gleichermaßen wortkarg und kratzbürstig im Benehmen. Der müde Blick des Portiers folgte dem schweigenden Grüppchen. Er sah, wie die fünf Männer einen länglichen Sonnenfleck durchquerten, auf die drei Autos zusteuernd, die im Leerlauf schnurrten. Ein zweifacher, durchdringender Pfiff war das Signal. Die Männer rings um den Palazzo liefen zu den drei Limousinen, die verschwanden, genau wie sie gekommen waren. Sozusagen auf leisen *Gummisohlen*. In der mittleren erkannte der Portier, eingeklemmt zwischen zwei reglosen Wächtern, die Gebrüder Caneba. Grau, entspannt und in Gedanken. So verliessen sie eines Samstagmorgens in einer filmreifen Szene das Viertel, wo sie, umgeben von einer Aura aus Ehrerbietung und begleitet von einer gewissen Befangenheit, seit ungefähr acht Jahren gewohnt hatten.

Mit der Verhaftung von Salvatore und Ugo Caneba brachte eine Sonder Einheit der Guardia di Finanza (Abteilung Betäubungsmittel) die sogenannte ‚Operation SP‘ zum Abschluss. Es war Charles Siragusa, amerikanischer Agent des FBI, Spezialist für vertrackte Ermittlungen auf

dem Gebiet des internationalen Drogenhandels, der ihr gegen Ende 1957 diesen Namen verpasst hatte.

Jenes ‚SP‘ hatte, im Gegensatz zur vorherrschenden Meinung, nichts zu tun mit der Abkürzung von ‚Spezial‘, wie sie von den fürs Protokoll zuständigen Bürokraten genannt wurde. Sie bezog sich viel mehr auf das von der Staatlichen Eisenbahngesellschaft seinerzeit und auch später verwendete Kürzel zur Bezeichnung des Direktzugs, der kurz nach zwölf Uhr in Siracusa eingesetzt wird, gegen Mitternacht Rom passiert und um 6.39 Uhr am nächsten Morgen Genua erreicht. Es ist der sogenannte ‚Ätna-Express‘: ein langer und schwerer Zugkonvoi, der nur unregelmässig verkehrt. Vier Monate am Stück, vom 1. Juli bis zum 5. November, verkehrt er täglich. Danach verschwindet er unter einem Streifen gummierten Papiers auf den Ankunfts- und Abfahrtstafeln, wie sie in den Bahnhöfen aushängen, taucht aber für wenige Wochen in der Vorweihnachtszeit und gegen Ostern wieder auf: vom 18. Dezember bis 9. Januar, vom 26. März bis 9. April.

Die Fahrgäste aus dem Mezzogiorno, die im Morgengrauen aussteigen und Leben unter die Bahnsteigüberdachungen von Genua Principe bringen, lassen sich in drei Kategorien aufteilen: Die, die sich umgehend in den nahen Frachthafen ergiessen; die anderen, die in den Anschlusszug nach Mailand umsteigen, und schliesslich diejenigen, die um 8.17 Uhr, also nach einer Wartezeit von beinahe zwei Stunden, den ‚Trans Europa Express‘ von Mailand nach Marseille nehmen.

1957 hatten Charles Siragusa und seine Mitarbeiter im harten Kampf gegen die Drogendealer zum ersten Mal eine Vorstellung von der *combinazione*, wie die Gebrüder Caneba sie organisiert hatten; zu dieser Zeit fiel den Beamten, die ständig auf den Wartebänken von Genua Principe wachten, unter den nach Marseille Reisenden, die der ‚Ätna-Express‘ ausspuckte, ein Typ mittleren Alters auf. Eine solide, ja vornehme Erscheinung, edel gekleidet und dem üblichen Geschwafel unter Mitreisenden abhold. Er blieb immer für sich, bestens versorgt mit Tageszei-

tungen und Illustrierten. Die Beamten stellten ohne Schwierigkeiten fest, dass es sich um einen französischen Staatsbürger mit sizilianischen Eltern handelte. Er konnte sich mit einem lupenreinen Pass ausweisen, der auf den Namen Antoine Joseph Panza lautete, 1903 in Marseille geboren, wohnhaft ebenda. Nur erfahrene Polizisten, ausgestattet mit besonderem Gespür, konnten etwas vage Verdächtiges an diesem höchstkorrekten, wohlhabenden Italo-Franzosen erschnuppeln und liessen ihm eine Sonderüberwachung zukommen.

Harry Jacob Anslinger, ein Männchen aus einem Guss, der seit dreissig Jahren das *Bureau of Narcotics* im amerikanischen Finanzministerium leitete, welches in eher bescheidenen Räumlichkeiten im abgelegenen *State House* von Washington untergebracht war, hatte eine Art Dekalog zusammengestellt, den die zuständigen Beamten seiner Abteilung zwar nicht verpflichtet waren, auswendig zu lernen, den sie aber auch nicht auf die leichte Schulter nehmen durften. Die oberste Maxime lautete: «Unser *Bureau* braucht Typen aller Art. Vom farblosesten Mitarbeiter bis zum Exzentriker, jeder kann nützlich, ja oft unverzichtbar sein. Man muss die Männer nur im richtigen Moment, auf die richtige Weise einsetzen». Der zweite Punkt lautete: «Ein Bundesbeamter kann intelligent, engagiert, gebildet, lebhaft, mutig und unbestechlich sein, wie er will. Aber er wird nie ein erstklassiger Polizist, wenn es ihm an Geduld mangelt.»

In der Tat brauchte es fünf lange Jahre, bevor sich zwei schmale, aber robuste Eisenringe um die wulstigen Handgelenke von «Monsieur» Antoine Joseph Panza schlossen, distinguiertes Untertan von Charles de Gaulle mit sizilianischen Wurzeln. Doch als am Abend des 17. Mai 1961 zwei Beamte der Guardia di Finanza, Sektion Betäubungsmittel, den ‚Marseilleser‘ in der Halle des römischen Hauptbahnhofs Termini stellten und, ohne Aufsehen zu erregen, abführten, hatten die Drogenbekämpfer einen weiteren grossen und entscheidenden Schritt in Richtung Abschluss der «Operation SP» getan.

Im Augenblick seiner Verhaftung klemmte ein rechteckiges, sorgfältig verschnürtes Päckchen unter Panzas Arm. Auf den ersten Blick mochte es eine Ausgabe von Moravias *La Noia* oder die x-te Wiederauflage von *Doktor Schiwago* sein. Das Päckchen hatte just die Masse eines Buchs im Sedezformat. In Wirklichkeit enthielt es sechzigtausend Dollar in fast druckfrischen Scheinen. Ungefähr neununddreissig Millionen italienische Lira. Unter Aufbringung einer guten Dosis der von Mister Anslinger anempfohlenen Geduld war es den Zuständigen aus der Betäubungsmittelabteilung gelungen, den lakonischen Panza über die Herkunft dieses auffälligen Bündels zum Singen zu bringen. Erst nachdem sie ihm drei Stunden gnadenlos zugesetzt hatten, hisste der Siculo-Franzose die weisse Flagge. Das Geld hatte er am selben Nachmittag von einem gewissen Giuseppe Palmeri, einem angesehenen Grosshändler aus Salemi, als Bezahlung gewisser Lebensmittel erhalten, die waggonweise aus Marseille eingeführt wurden. Was für Lebensmittel? Ein bisschen von allem. Stockfisch? Ja wirklich ... Käse? Ja, aber ... Kaviar? Tatsächlich ... Es brauchte noch gut eine Stunde, bis die Rede war von einer Lieferung reinen Heroins, die Palmeri mit den neununddreissig Millionen des Päckchens, *money talks here*, das Geld sprach Bände, erworben hatte.

Panzas Geständnis hinsichtlich Palmeris Treiben offenbarte nichts grundlegend Neues. Ganz im Gegenteil. Es war nur die Bestätigung alter und begründeter Verdächtigungen. Umso mehr, als der ‚Händler‘ aus Salemi auch in diesem Moment, während er vergnügt in Gesellschaft einer schönen Frau im Ristorante Massimo dAzeglio speiste, aufmerksam von zwei Beamten der Drogensondereinheit überwacht wurde (‚Staubsaugertruppe‘ für die Kollegen aus den anderen Dienststellen). Es genügte ein knapper Befehl, auf die Rückseite eines gebrauchten Formulars getippt (eingedenk des Ministerialrundschreibens, in dem zu Sparsamkeit in Sachen Büromaterial gemahnt wurde), und ein Mo-

torradfahrer fuhr zum d'Azeglio. Don Peppino Palmeri liess einen anzüglichen Witz und ein Stück Süssgebäck auf halber Strecke und kam der klassischen Aufforderung «folgen Sie uns» aus dem Mund eines Brigadiers in Zivil nach.

Am Morgen danach, es war Donnerstag, der 18., informierte ein langes Kabeltelex aus den Vereinigten Staaten die Sondereinheit Betäubungsmittel der Finanzpolizei, Interpol und die anderen an der Operation SP' beteiligten Dienststellen, dass ein *detachment* des FBI in einer gewissen Lokalität der Grafschaft Westchester, an die westlichsten Vororte von New York angrenzend, auf einen einzigen Schlag zwölf italo-amerikanische Kriminelle verhaftet hatte.

Diese waren allesamt in ein und dasselbe florierende *gambling* von Betäubungsmitteln verwickelt, das Antoine J. Panza, Giuseppe Palmeri, die Gebrüder Caneba (zu jener Zeit noch auf freiem Fuss), ein gewisser Di Giovanni, ein alter Seebär aus Tarent namens Renna und fünf oder sechs andere, weniger wichtiger Soziusse mit regelmässigen Speditionen aus Palermo, aus Catania und in Ausnahmefällen aus Marseille fütterten. Die zwei grössten Fische, die den Föderalen ins Netz gegangen waren, Frank Caruso und Vincent Mauro, *mafiosi* mittleren Kalibers, hatten den Sack geleert. Nach ihrem Geständnis waren sowohl Robert Trainor, der New Yorker Bezirksstaatsanwalt, als auch H. J. Anslinger (mit dem sich auch J. E. Hoover, der allmächtige Chef des FBI, einig war) überzeugt, dass, sobald die Caneba brothers, der dicke Salvatore (um 1950 als Unerwünschter aus den Vereinigten Staaten ausgewiesen) und die Bohnenstange Ugo, erst einmal in Handschellen wären, die ‚Operation SP‘ seelenruhig ins Archiv der leider viel zu seltenen zu hundert Prozent gelösten Fälle wandern könnte.

Die Verhaftung der Gebrüder Caneba, die in ihrem Apartment in der Via Prisciano Nummer 75 überrascht wurden, fand, wie gesehen, am Morgen des 20. Mai statt. Zwei Tage später widmete die Presse der Nachricht, die ‚Operation SP‘ sei nun mit der völligen Aushebung einer

mächtigen *gang* endlich abgeschlossen, viel Platz und dicke Schlagzeilen. Um sich eine Vorstellung der von den italo-amerikanischen Polizeikräften und der Guardia di Finanza erzielten Erfolge machen zu können, brauchte man nur zu bedenken, dass die Caneba & C. allein 1960 reinstes Heroin im Wert von über einhundertfünfzig Millionen Dollar in die Vereinigten Staaten einführen konnte. Eine kleine Multiplikation, und schon haben wir den Gegenwert in italienischen Lire. Sechs mal fünf macht dreissig. Dreissig Milliarden. Dreissigtausend Millionen! Ein bisschen mehr als das, was der Abschnitt Mailand – Bologna der Autostrada del Sole gekostet hat.

Die ‚Operation SP‘ nimmt zweifelsohne einen beachtlichen Platz ein auf dem allgemeinen Schauplatz des Krieges zwischen den ‚Dealern‘ und den verschiedenen ‚Sondersektionen‘, ‚Spezialmannschaften‘ oder ‚-divisionen‘, die sämtliche Polizeieinheiten der Welt dem Drogen-gambling widmen, immer mit der Absicht, die Kräfte zu bündeln und sich nicht gegenseitig mit Aktionen zur falschen Zeit oder überstürzten Initiativen in die Quere zu kommen.

Aber nur die grosse Masse der Unerfahrenen in Sachen ‚Weisses Business‘ wird der Ausschaltung von ‚Caneba-Panza & Genossen‘ grosse Bedeutung beimessen. Die dreissigtausend Millionen für das Heroin, die von der Siculo-Marseilleser Gang nach Amerika geschickt wurden, wirken besonders vor dem wirtschaftlichen Horizont der Italiener wie eine gewaltige Summe, so dass die Überbewertung der ‚Operation SP‘ und ihrer Auswirkungen auf das internationale *racket* verständlich wird.

Diese sind in Wahrheit mehr als bescheiden. Um das zu beurteilen, braucht man sich nur einmal anzuhören, was ein Kenner der weissen Armee‘ dazu zu sagen hat. Diese Armee besteht aus kleinen, mittelgrossen, grossen und riesengrossen Nummern, die alle auf diesem Erdenrund etwas mit dem An- und Verkauf der ‚Träume in Pulverform‘ zu tun haben; ohne die anderen zu sehen noch zu kennen, marschieren

in dieser Armee die paar Kröten des Mini-Pushers zusammen mit dem fetten Kapital; sie werden von gewissen grossen, unbescholtenen Finanziers in den Drogenhandel investiert, welche, aus weiter Ferne und ohne ins Auge zu fallen die Geschäfte kontrollieren und zusehen können, wie ihre Investitionen, verdoppelt und verdreifacht, risikolos und ohne Komplikationen zurückfliessen. Oft werden die Millionen, die vor lauter Wiederkäuen legaler Zinsen auf den flachen und eintönigen Weideflächen ordentlicher Investitionen schlapp zu machen drohen, zur Stärkung auf die Prärien der krummen Deals geschickt. Es gibt in dieser Welt keinen schwindelerregenderen und zugleich trüberen Mechanismus als den *big traffic*. Schwindelerregend in den Tiefen, beinahe unbeweglich in den höheren Sphären. Eine dichtverzahnte Monstermaschinerie. Es genügt nicht, sie allein von aussen zu kennen. Nur ein ‚Experte aus dem inneren Kreis‘ wäre imstande – sollte es euch gelingen, ihm die Lippen einige Millimeter weiter als gewöhnlich aufzudrücken und ihm ein paar Dutzend Wörter mehr als nötig aus der Zunge zu pressen –, euch die dreissigtausend Millionen der ‚Operation SP‘ in richtiger Perspektive zu präsentieren.

Keiner, der dieses Männchen mit kleinen, etwas zögernden Schritten über einen beliebigen Gehsteig rollen sah, so als würde ein enormer Magnet ihn gegen seinen Willen voranziehen ... keiner hätte die Höllenjahre, die ruhelosen Tage und endlosen Stunden der Angst erraten können, die dieser im Dschungel von Chicago und in den ekelhaften Zementcontainern zugebracht hatte, in denen New York seine menschlichen Überreste aufhäuft, bevor diese in den Friedhöfen der Aussenbezirke zwischen den fuchsroten Schlangen stillgelegter Gleise unter die Erde kommen. Dieser kleine Mann auf Zwergbeinen, von seinem Bäuchlein vorangeschleppt, stöberte über zwanzig Jahre in jenen Vorstadt-Müll-eimern herum. Er ging hinter den Friedhöfen der Randgebiete in Stellung und durchsiebte die unbekanntenen Opfer, die auf Befehl irgendei-

nes grossen Bosses beiseite zu schaffen waren, den er höchstens drei Mal in zwanzig Jahren zu Gesicht bekommen hatte und immer aus der Ferne.

Assy Carmelo wurde 1901 in einer Klosterkirche inmitten der Wälder längs der Fahrstrasse bei Corleone auf den Namen Assunto getauft. In genau dieser Kirche, durchdrungen vom azurblauen Halbschatten des Waldes, zwischen kalten Wänden, feuchtperlend, wie vom Totenschweiss überzogen, war der Bub Messdiener für die Fratres geworden. Unter dem verkumpelten Messdienergewand zeigte sich schon damals ein frühzeitiger Bauchansatz.

Aus ihm wurde kein Klosterbruder, wie die Fratres es sich erwartet hatten, und auch kein fahrender Schweineschlachter wie sein Vater und sein Onkel. Er bezahlte siebzig Lire für eine Ecke im Unterdeck des Dampfers *Milena Giordano*, einer quietschenden Wanne, die zwischen Palermo und New York ihren Dienst tat. Er blieb die ganze Ozeanüberquerung lang liegen, unterm Kopf einen Sack getrockneter Feigen. Ansonsten war sein Kopf leer. Nur streckenweise, besonders gegen Abend, durchfuhr, blitzartig wie eine Eidechse im Gebüsch, das Bild von Filippo Cannata seine Hirnwindungen, kurz nachdem er ihn tief im Wald erledigt hatte. Ein Popanz aus roten Stoppeln mit einem Loch in der Brust.

Sehr seltener sah er auch sich selbst, von hinten, damit beschäftigt, das Erdreich zu glätten und eine Grasschicht darüber zu betten, damit die letzte Ruhestätte von Filippo Cannata so spät wie möglich entdeckt werde.

Einen armen Gewürzhändler, Vater von fünf Kindern, hatte er umgebracht, um sich die drei Hunderterscheine zu krallen, die dieser auf der Innenseite seines Wollunterhemds eingenäht hatte. Als er den Zweifachabzug der abgesägten Doppelflinte drückte, verspürte er überhaupt nichts, weder Hass noch Mitleid, nicht einmal ein Schaudern. Er war



das wie immer ausgeruhte Fettsäckchen mit leichtem Pfeifen in den Ohren, wegen der Doppelladung, die plötzlich losgegangen war.

Wie viele Male in den Jahren in Chicago und in Brooklyn hatte er dieses Pfeifen gehört, das durch eine Missbildung seines Gehörgangs begünstigt wurde? Das kam darauf an. In gewissen Fällen nach wahren Schlachten, die einen scharfen Geruch von Schiesspulver in der Luft zurückliessen, wunderte er sich, dass seine Ohren überhaupt nicht pfeifen, trotz des Waffenlärms. Andere Male bedurfte es nur des Schusses einer 38er Kaliber mit Stossdämpfer, der weniger hart als das Knallen eines Sektkorkens klang, damit ihm die Ohren pfeifen, wie Vipern im Paarungstanz.

Pfeifen oder nicht, dieser Fettwanst von einem Henker, der mit winzigen Schritten hinter seinem Weinhändlerbauch durch die Gegend tippelte, war mindestens drei Jahre lang der ausgewählte Scharfschütze seiner Brigade. Es war die Zeit, da man nicht ins Gras beißen konnte, ohne dass irgendein Grammophon nah oder fern *Valencia* schluchzte. Es waren die Jahre von Gene Tunney und der Tetrizzini, deren Gurgel-laute ununterbrochen aus den trompetenförmigen Lautsprechern der ersten Radios quollen, die eher aussahen wie Kindersärge oder Nachttischen mit Nachttöpfen und allem drum und dran. Es war auch die Zeit der Röcke, die die Totenköpfchenknie der Weibsbilder freiliessen, und nur die dämlichsten Landsleute jagten sich das ‚Pulver der Träume‘, den ‚Zaubertabak‘ drei Dollar der Zug nicht überall hin – in Haut, Nase und Venen. Das ‚Sorgenfreipulver‘, das man an jeder Strassenecke kaufen konnte. Sogar die Kids dealten damit in den Hauseingängen.

Wenn Assy (Assunto) Carmelo heute über den Gehsteig rollt und dabei seine Pygmäen-Beine etwas abwinkelt, dann ist er nur in den Augen dessen, der ihn und seine Geschichte kennt, alles andere als komisch. Für die anderen, die vorübergehen, ohne Bescheid zu wissen, ist er nichts als eine frei umherlaufende Karikatur. Was? Der dort, ein ehemaliger Auftragskiller, der als gefährlicher Unerwünschten und ver-

antwortlich für mindestens fünfzehn Morde aus Amerika verjagt worden war? Was erzählst du da für einen Scheiss!

«Was mir damals bei der Arbeit half», erklärt Carmelo mit einer Stimme, die von Zeit zu Zeit quietscht wie Kreide auf der Schiefertafel, «war das Aussehen eines ‚Nespole-Lutschers‘, der nicht einmal für die Revolverchen für das Junggemüse taugte, solche, die mit Papierrollen zu zwei Hundertstel schießen, die wie Knallfrösche krachen. Stattdessen, wenn keiner mit seinem Auftauchen rechnete, zack kam das Schiesseisen unter seinem Jackett hervor und spuckte Tickets für die Hölle aus! Keine Hin- und Rückfahrtscheine, *compari*! Das Pulver, das unsere Arbeit war, bediente sich nur jener Expresszüge, mit denen Naseise und Berufspanscher zu Onkel Luzifer mit Schwanz und Hörnern hinunterbefördert wurden. Ganz spezielle Züge, feuerrot wie die Hufeisen der Maultiere auf dem Amboss. Nichts bringt Christenmenschen so schnell unter die Erde wie das Pulver! Und nichts sonst füllt die Taschen so mit Münzen! Was bedeuten schon tausend Millionen für die ‚Weissmühle‘? Tausend Weizenkörner, in den Trichter der Getreidemühle geworfen, brauchen länger, um gemahlen herauszukommen! Dem Uneingeweihten lässt sich nicht erklären, was das Pulver in der Welt in Bewegung setzt. Und wie viele Leute, scheinbar hundert Kilometer davon entfernt, in Wirklichkeit das Brot hineinstippen wie in Puderzucker! Das Pulver! Nur wer unter den Schuhen das Pulver des Toten hat knirschen hören, kann wissen, wie viele Milliarden- und Knochenhaufen unter diesem Teufelsschnee liegen! Wenn ein Gramm davon auf der Erde bleibt, reicht es noch immer für tausend Verdammte!»

Assy Carmelo war fünfzehn lange Jahre eine Art schrecklicher Eunuch, zum Schutz der «Weissen Königin», mit dem Auftrag, ihre allzu aufdringlichen Liebhaber zu töten. Er persönlich hat noch nie davon Gebrauch gemacht. «Nicht einmal die Hälfte einer halben Prise hab ich genommen, und sollte ich erblinden, verstummen und mit den Füßen auf der Erde festgeschraubt bleiben!»

Was die ‚Operation SP‘ angeht, da wird er vage, weicht aus...

«Diese Jungs haben sich in die Pfanne hauen lassen wie ein Haufen Maccheroni!», feixt er. «Die Alten können in dieser Partie nicht gut arbeiten! Schau nur diesen Salvatore Caneba mitsamt seinem Blutsbruder! Die sehen doch eher aus wie Gesetzeshüter und nicht wie Ehrenmänner.»

Still überlegt er ein Weilchen, schliesslich sagt er: «Dreissig Milliarden, das sind dreissigtausend Millionen. Wenn der richtige Wind bläst, begräbt das Pulver sie alle, in der Zeit, die zwischen zwei Minuten vergeht, in jenen Sekunden!»

**Ende September 1945** setzte die *Gripsholm*, ein bescheidener amerikanischer Passagierdampfer, ein Grüppchen ‚Unerwünschter‘, die man aus Amerika ausgewiesen hatte, im Hafen von Neapel ab. Es waren fünf oder sechs Banditen der zweiten Garnitur. Ihre schäbigen Klamotten und die Koffer aus Presspappe verrieten ihre Bedürftigkeit. Schweigend setzten sie, einer nach dem anderen, ihren Fuss auf die Erde, ohne auch nur den Hauch jener Emotion zu verraten, die ein jeder mehr oder weniger verspürt, wenn er nach zwanzig oder dreissig Jahren in der Ferne sein Heimatdorf wieder sieht. Die hier nicht. Auf ein paar von ihnen warteten sogar Verwandte auf der Mole, entfernte Verwandtschaft natürlich, Cousins, Neffen, vielleicht handelte es sich sogar nur um Mitglieder der *Organisation*. Händeschütteln, laue Umarmungen, mehr nicht.

Einige Minuten später, während die *Gripsholm* heisses Wasser und Dampf spuckte, stieg ein anderer auf Kosten des *Department of Justice* in Washington repatriierter Reisender aus. Der allerdings hatte mit den anderen nichts gemein. Auf der Überfahrt hatte dieser ausserordentliche ‚Unerwünschte‘ bis auf ein Guten Abend, Guten Tag niemals irgendwelchen Kontakt mit den ehemaligen *gunmen* gehabt, obwohl er mit ihnen den schmutzigen Platz unter Deck, die Gemeinschaftstoiletten und andere Bequemlichkeiten sowie die schale Küche der dritten Klasse teilen musste.

Dieser einsame *put off man* war in den Fünfzigern, von mittelgrosser Statur und mit sehr hoher Stirn. Er fiel sofort ins Auge, da die gescheckte Mähne seinem Kopf eine Art stürmische Aureole verlieh. Unter seinen dichten und sehr lebhaften Augenbrauen sah er mit stechendhellen Augen seinen Mitmenschen direkt ins Gesicht. Er trug ziemlich schäbige Klamotten. Sein schmales Gepäck enthielt mehr Bücher als Wäsche. In der Tat, besonders frühmorgens und in der Abenddämmerung erblickte man ihn in seiner Lektüre versunken. Manchmal hingegen lehnte er in einer beliebigen Ecke an einer Reling oder einem Rettungsboot und füllte flink mit unregelmässiger Schönschrift Seite um Seite.

Und so sah in diesem strahlendhellen September 1945 nach sechs Jahren Amerika die Heimkehr des anarchistischen Schriftstellers Ezio Taddei nach Italien aus. An Bord der *Gripsholm*, die sanft über das glatte und glitzernde Meer dahinglitt, hatte dieser Mann aus Livorno mit Sturmhaar nach fast dreissig Jahren Verfolgung und allerlei Unbill praktisch seine ersten friedlichen Tage mit sicherer Schlafstätte und Verpflegung erlebt.

1921 hatte ein Schwurgericht in Genua ihn zu acht Jahren Haft wegen der Dynamitattentate des ‚Roten März‘ verurteilt. Er war sechsundzwanzig Jahre alt und der jüngste der fünfundzwanzig Gefolgsleute von Errico Malatesta, die zusammen mit ihm verhaftet angeklagt worden waren. Die ersten zwei Jahre verbrachte er im finsternen Kerker von Santo Stefano. Dann war er, immer in Ketten wie ein wildes Tier, von einer Strafanstalt in die andere gewandert: Insel Procida, Nisida, Civitavecchia, Pozzuoli. Die Masse der politischen Häftlinge in den Gefängnissen wurde kontinuierlich gespeist von Mussolinis Tribunalen.

1929 verbüsste Taddei in Finalborgo die letzten Monate seiner Strafe, als Justizminister Alfredo Rocco in einem Rundschreiben anordnete, dass den ‚Politischen‘ die Lektüre zu verbieten sei. Aus Protest traten die Häftlinge in den Hungerstreik. Als sie nach sieben Tagen und Näch-

ten immer noch keinerlei Anstalten machten, ihren Protest einzustellen, nahm der Minister seine Anordnung zurück. Aber die Anführer des Streiks wurden gleichermassen im Eilverfahren vor Gericht gebracht. Taddei wie die anderen auch erhielt fünf Jahre wegen «Anstiftung zur Revolte».

1933 kam er wieder raus. Als Zwangsaufenthaltort wurde ihm seine Geburtsstadt Livorno zugewiesen. Nach einigen Monaten voller Entbehrungen und Hungerns, den endlosen Nächten in den Bahnhofswartesälen oder auf den Bänken der öffentlichen Parks, versuchte er in die Schweiz zu fliehen. Sie schnappten ihn mitten in den Bergen, nur wenige Hundert Meter von der Freiheit entfernt. Das brachte ihm weitere zwei Jahre hinter Gittern ein, weil er sich der Sonderüberwachung entzogen hatte.

Nach Verbüßung der Strafe schickten sie ihn in die Verbannung. Und verbannt blieb er für Jahre: zuerst auf der Insel Ponza, dann in Bernalda, einem elenden Kaff in der Basilikata.

1938, als sie ihn wieder frei herumlaufen liessen, versuchte er erneut in die Schweiz zu fliehen. Und dieses Mal nahm er, angeführt von einem der waghalsigsten Schmuggler der Gegend, einen besonders halsbrecherischen Weg und schaffte es.

Von der Schweiz aus ging er zu Fuss nach Frankreich. Und dann auf den Strassen quer durch Burgund und die grosse Ebene vor Orleans, hin und wieder nutzte er eine Mitfahrgelegenheit; zum Überleben luchste er den Bauern – den misstrauischsten und geizigsten in ganz Europa – einen Kanten Brot und ein Rest Suppe ab, und auf diese Weise gelangte er nach Paris. Dort reihte er sich ein in das hungrige und fiebrige Heer der ,armen Davongekommenem. Auch er hatte seine kleinen, seltenen Einnahmen, genau wie die anderen Intellektuellen der anarchistischen Gruppe, weil er für die Zeitung *Adunata dei Refrattari* (Die Versammlung der Widerständigen) schrieb, die von den *libertari*, den Anarchisten in New York, veröffentlicht wurde.

Eines Tages, beim ersten Rumoren des Krieges, und während die letzten Sommerfeuer des Jahres 1939 gelöscht wurden, begab sich Taddei zum Gare du Nord und kaufte sich eine Fahrkarte nach Le Havre. Spätnachmittags traf er dort ein und ging zum Hafen, wo in regelmäßigen Abständen finster und mächtig die Sirene eines Dampfschiffs heulte. Es waren die Signale fürs Ablegen, und Taddei wusste, dass sie das *levez l'ancre* der *Normandie* bedeuteten. Der ‚Davongekommene‘ aus Livorno hatte in den Zeitungen gelesen, dass der Schiffskoloss just an diesem Abend Richtung New York in See stechen würde.

Am Hafen längs der dunklen Umrisse der *Normandie* war ein Kommen und Gehen einer höchst geschäftigen Menge kleiner Männer. Taddei trug weder einen Koffer noch ein Paket bei sich. Er sah aus wie ein Handlanger oder Gepäckträger und ging schnurstracks an Bord.

«Wohin des Wegs?», erkundigte sich zerstreut der Maat, der für das Einsteigen der Passagiere zuständig war. «Ich will noch meinen Bruder verabschieden. Der arbeitet in der Küche.» «Los, vorwärts, und mach schnell! In einer Dreiviertelstunde geht's los!» Er ging in die Küche. Sie hatten ihm gesagt, dass der Chefkoch für zehntausend Franc blinde Passagiere über den Atlantik beförderte, versteckt hinter der Zwischenwand in einem bewohnbaren Kabuff. Die Risiken waren gering, denn der stellvertretende Bordkommissar kassierte seinen Anteil.

«Ist gut», meinte der *mître de cuisine* und taxierte Taddei von Kopf bis Fuss. «Das kostet zehntausend, im Voraus.» «Ich besitze nicht einen Franc», erklärte der Italiener, «aber nach Amerika bringt Ihr mich trotzdem, andernfalls mache ich hier einen Skandal!»

Sie brachten ihn hin. Aber er wäre nicht lebend angekommen, sondern wie eine tote Maus hinter der Zwischenwand liegen geblieben, hätte ein toskanischer Küchenjunge ihm nicht hinterm Rücken des *chefs* immer wieder etwas zugesteckt. Dieser arme Tellerwäscher war es, der viele Stunden nach der Landung die Zwischenwand aufmachte und flüsterte: «Komm raus, Landsmann! Die Luft ist rein.» Taddei kroch aus

dem Versteck und blinzelte mit den Augenlidern wie eine Eule. Er hatte einen Bart wie ein Schiffbrüchiger, und seine Beine zitterten. Von dem Küchenmenschen durch enge Gänge, unter Strängen kochend-heisser Röhren entlanggeschleust, erreichte er die Löschrampe. Durch ein offenstehendes Türchen sah er mit einem Mal im frischen Tintenblau des Abends das endlose Lichtermeer von New York.

«Mach schnell, lass dich runter. Hier unten ist ein Lastkahn. Den musst du überqueren. Leb wohl und viel Glück!» «Addio und danke», meinte Taddei, und schlich durch die Dunkelheit hinein in das Wunderland der *stars* und *stripes*.

Ezio Taddei lernte ich im Oktober 1945, ungefähr einen Monat nach seiner Rückkehr kennen. Wir begegneten uns zufällig in Livorno, in einer alten Osteria in der Via della Venezia, in der Nähe der Fortezza. Um uns herum waren Matrosen, Lastenträger, Kalfater und ein paar Mädels auf der Suche nach amerikanischen Soldaten zum Schröpfen.

Wir verspeisten einen schrecklichen *Cacciucco* doppeltsofort mit Pfefferschoten gewürzt, auf dessen Grund mit Knoblauch eingeriebene schuhsolenartige Brotscheiben vor sich hin weichten.

«Wie viele Nächte habe ich in Amerika von einem solchen Essen geträumt!», meinte Taddei. «Manchmal, beim Aufwachen, lag mir noch der Geschmack auf der Zunge.»

Umgeben vom Hafenvolk, eingehüllt in Dunstwolken aus Rum und Fluchtiraden, schien er sich wie zu Hause zu fühlen. Er erklärte mir, dass er als junger Bursche, obwohl Sohn wohlhabender Bürger, oft die Schule geschwänzt hatte, um durch die Spelunken der alten Stadt zu ziehen, den Reden der Anarchisten und der Sozialisten zu lauschen. Insbesondere ein bärtiger Riese hatte eine bleibende Erinnerung bei ihm hinterlassen: um die Handgelenke hatte er zwei tätowierte Ketten, und gegen Ende der zweiten Korbflasche Wein zerbiss er Gläser, um seinen anarchistischen Furor auszuleben.



Wir gingen hinaus in die dunkle, regenschwangere Luft und streiften durch die Gassen. Es waren die Zeiten, da Livorno *Sciangai* (Shanghai) genannt wurde. Riesige Schuttberge türmten sich zwischen den Häusern, die die Bombardierungen überstanden hatten. Die gigantischen Militärdepots der Amerikaner, die nach dem Waffenstillstand auf der Strasse nach Pisa zurückgelassen worden waren, hatten Geschäftemacher aus allen Ecken Italiens angezogen. Die ‚erotische Republik Tombolo, der Vorort inmitten der Pinienwaldungen am anderen Ufer des Calambrone, war in voller Bewegung; es herrschte ein hektisches Kommen und Gehen von *signorine* und schwarzen Schattenwesen.

Drei oder vier Mal kam Taddei auf seinem Flaniergang ins Gespräch mit farbigen Militärs, die zwischen verräucherten Bars und düsteren Hauseingängen herumlümmelten. Es brauchte nur weniger Worte, um jegliches Misstrauen bei ihnen zum Erlöschen zu bringen. Sofort war jede Trägheit abgeschüttelt und sie warfen ihm Zigarettenpäckchen zu, reichten ihm metallene Flachmänner voller Alkohol, lächelten und bleckten ihre grossen Porzellanzähne.

«Ich habe einige Monate in Harlem gelebt», erklärte mir Taddei. «Ich habe in ihren Rattenlöchern geschlafen, von ihren Tellern gegessen, aus ihren Gläsern getrunken. Unter ihnen habe ich einige getroffen, die wirklich grosse Männer waren, voller Geduld und Weisheit. Andere wiederum hatten alle Fehler ihrer Rasse und obendrein die Schlechtigkeit der schlimmsten Weisshäutigen.»

Ich fragte ihn, ob er je persönlich irgendwelche *gangster* kennengelernt habe. Er verharrte ein Weilchen im Schweigen, dann zündete er sich eine hakenkrumme Zigarette an und sagte:

«Ziemlich viele.»

«Wichtige Typen?»

Wieder schwieg er an seiner Zigarette saugend eine Weile und kam mir leicht verstimmt vor. Dann aber sagte er:

«Wichtig in den Kreisen der Unterwelt, das nicht. Die Typen, die ich frequentierte, als ich dort unten lebte, waren alles Halunken ohne grössere Bedeutung. Das konnte man auch daran sehen, dass sie noch einen Funken Menschlichkeit besaßen. Um ein hohes Tier zu werden, musste man nämlich ein Tiger mit Menschenmaske sein. Aber ausserhalb des kriminellen Umtriebs im engeren Sinne habe ich Schlammriesen *en mässe* kennengelernt.»

«Schlammriesen?»

«Genau! Dort in Amerika haben sie noch verschiedene andere Namen. *Barons, sharp men, husky men, share holders, well to do men, boss, influentials* und so weiter. Es gibt solche, die sie *bugaboo* nennen, was unserem *bau bau* entspricht. Das sind die Geschäftemacher, die unsere armen Teufel wie Kompressionswalzen ausquetschen. Die grossen Manipulierer des politischen Betrugs. Die Gewerkschaftler, die jeden Tag Hunderte von Arbeitern im Aschenbecher des Elends ausdrücken und dabei die Komödie des Sozialismus spielen. All diese Briganten, die am Abend den *tuxedo*, was so viel heisst wie den *smoking*, anlegen und blonde, braune und rote Püppchen, voll behangen mit Juwelen und Pelzen, ausführen.»

Ich sah ihn noch ein paar Mal in Livorno und in Viareggio wieder. Er erzählte, dass nun endlich die italienische Ausgabe seines Romans *II pino e la rufola* veröffentlicht werde, der 1944 in New York unter dem Titel *The Pine Tree and the Mole* als Erstausgabe erschienen war. Die Übersetzung ins Englische hatte Samuel Putnam besorgt, der berühmte Übersetzer der Werke von Pirandello. Die strengsten Kritiker von Boston und Greenwich Village hatten das Werk seinerzeit als «den besten italienischen Roman der letzten zwanzig Jahre» bezeichnet.

Dann verlor ich ihn aus den Augen. Ich erfuhr, dass er sich in Rom zusammen mit seiner alten Schwester niedergelassen hatte. In der Via dei Crociferi unweit von der Fontana di Trevi hatte er für wenig Geld im fünften Stock eine düstere Bleibe aus knarrendem Holz und voller Kakerlaken gemietet. Er schrieb für die linke Presse und schrieb eine

lange Erzählung mit dem Titel *Michele Esposito*. Er pflegte Beziehungen zu Corrado Alvaro, Domenico Javarone, Giancarlo Vigorelli und dem Maler Villorresi. Er drang bis in die miserabelsten Ecken der römischen Peripherie vor – Quarticciolo, Tiburtino Terzo, Garbatella – wo er ein bisschen Kleingeld verteilte und Recherchen für eine Reportage anstellte, die er De Nicola vorzulegen gedachte. Er war ärmer denn je.

Im Sommer 1946 sah man ihn in Gesellschaft eines hochaufgeschossenen, hageren jungen Manns durch Rom spazieren; der trug Brille und Hosen, die mindestens drei Finger breit zu kurz waren, er hatte eine ziemlich melancholische Aura und schien nicht auf grossem Fuss zu leben. Taddei hatte ihn in New York kennengelernt, als er die intellektuellen Hochburgen rings um Washington Square frequentierte. Seinerzeit besagte der Name dieser Bohnenstange von einem Kerl nicht viel: Aber ihm war Weltruhm vorherbestimmt. Er hiess Arthur Miller. Wenige wissen darum und keiner hat es je niedergeschrieben, aber *Ein Blick von der Brücke* begann in seinem Kopf just in diesem römischen Sommer zu reifen, als Taddei für ihn die interessantesten Stellen seines neuesten Romans *Le porte dell'inferno* (Die Tore zur Hölle) ins Englische übersetzte. Er erzählt darin tragische Geschichten amerikanischen Lebens, und es beginnt so: «In Astoria gibt es eine Brücke, die führt über den East River und ist wie ein Käfig aus massivem Blech ... Auf dem Scheitelpunkt des Bogens geht nachts ein rotes Lichtlein an ... Der Volksmund behauptet, dies seien die Tore zur Hölle».

Ende Juli 1946, an einem heissen, bewölkten Tag, stoppte ein *jeep* der *Military Police* vor meinem Haus in Viareggio. Heraus sprang ein fast zwei Meter grosser amerikanischer Sergeant. Nachdem er lange an der Türe geläutet hatte, wartete er, den üblichen Kaugummi kauend, mit gezücktem Daumen für ein weiteres Klingeln. Ich sah ihn vom Fenster aus und ging hinunter, um zu öffnen. Stoisch, ohne eine Silbe, drückte er mir ein längliches Kuvert in die Hand und ging wieder.

Meine Adresse war korrekt. Als Nachnamen las ich «Fusko». Ich zog ein kompliziert anmutendes Formular heraus, auf dem Punkte mit Bleistift durchgestrichen waren, während an gewissen, mit Punktlinie gekennzeichneten Stellen kurze Sätze mit Schreibmaschine geschrieben standen. Ich begriff, dass ich für den folgenden Tag von Major Daniel J. Kall vom *Special Office* vorgeladen war. Den kannte ich recht gut. Er war ein Strafverteidiger aus Kentucky, um die vierzig, und ziemlich korpulent. Da seine Mutter Italienerin, genauer gesagt Apulierin war, sprach er ein einigermaßen verständliches Italienisch. Genau deshalb hatten sie ihn auch mit einer Aufgabe betraut, die häufige Unterredungen unter vier Augen mit Zivilisten einschloss und die so vertrauliche Dinge betraf, dass nicht einmal ein Dolmetscher dabei sein durfte.

Am nächsten Morgen traf ich den Major hinter seinem metallenen Schreibtisch gefläzt. Kall lief der Schweiss in Strömen herunter. Zu seinen Füßen stand ein Eiskasten voller schwitzender Flaschen, und auf der anderen Seite eine Kiste mit leeren Flaschen und Kronkorken.

«Ciao», hustete er. «Ihr gestattet mir einen Moment!»

Er leerte eine der Flaschen in seinen Rachen, warf sie in die Kiste, dann fuhr er sich mit dem Handrücken über die Lippen.

«Setz dich», sagte er.

Er öffnete die hellblaue Mappe vor ihm und betrachtete die wenigen Papiere, die sie enthielt, als sähe er sie zum ersten Mal. Mit dem Fingernagel kennzeichnete er einen bestimmten Abschnitt im Text, dann, ohne die Augen zu heben, fragte er mich:

«Du kennst einen, der Taddei Ezio heisst?»

«Allerdings.»

«Du kennst ihn besonders gut, gut oder nur ein bisschen?»

«Nun, eigentlich habe ich mit ihm nur drei oder vier Mal gesprochen. Aber ich weiss, dass er eine anständige Person ist. Er war viele Jahre als Antifaschist im Gefängnis und musste ins Ausland flüchten. Er war auch einige Zeit in New York gewesen. Er ist Schriftsteller.»

«Okei», meinte Kall und warf einen Blick auf den Eiskasten. «Du weisst, *wie er hierher zurückgekommen aus United States?*»

«Ja ... Ich glaube sie haben ihn als Unerwünschten zwangsrückgeführt. Er war als blinder Passagier in Amerika gelandet; und überdies wurde er als *subversive* in den Polizeikarteien geführt.»

Er konnte nicht widerstehen. Er packte eine Flasche, liess den Korken am Schreibtischrand hochspringen und kippte alles auf einmal hinunter.

«Richtig», meinte er dann. «Ausgewiesen. Aber das interessiert jetzt nicht. *Da gibt* andere Dinge, die interessieren. Und entschuldige, *er hat jemals dir* von einigem Ärger gesprochen, den er haben konnte wegen *gewissen Angelegenheiten von New York?*»

«Ich glaube nicht... Aber was für Ärger?»

«Schweren Ärger.»

«Was heisst das?»

Anstatt sich mit Worten zu erklären, fuhr er sich mit dem knubbeligen Zeigefinger der rechten Hand über das schweissüberströmte Doppelkinn. Die Lieblingsgeste der Amerikaner, mit der sie einen Mord anzeigen. «Tatsächlich?», fragte ich entsetzt.

«*Hope to die, man!* Wirklich wahr. Er hat dir nicht die Geschichte erzählt von seinem Intimfreund Charly Tresca, der *in 43* erschossen wurde?»

«Nein ... Etwas glaube ich zu erinnern apropos Tresca. Wenn ich mich nicht irre, war der ein anarchistischer Journalist und wurde unter mysteriösen Umständen in New York ermordet. Aber Taddei hat mir eigentlich nicht davon erzählt. Was ist damit?»

Unentschieden verharrte er einen Moment, dann schüttelte er, Schweisstropfen verspritzend, die Bisonschultern und redete.

Carlo Tresca war ein Anarchist, ungefähr sechzig und *editor* der Zeitschrift *II Martello* (Der Hammer). Er war ein heissblütiger, gewaltbereiter, verbohrter Riesenkerl. Ein begnadeter Polemiker. Seit fast vier-

zig Jahren schon lebte er in den Vereinigten Staaten und teilte gewaltig nach rechts und nach links aus. Seine heftigsten Zusammenstösse hatte er mit den amerikanischen Kommunisten, angeführt von Robert Minor, und mit Generoso Pope, dem Besitzer des *Progresso Italo-Americano* gehabt. Pope war ein unverbesserlicher Faschistenfreund. Anlässlich seines Besuchs in Rom hatte Mussolini ihn zum *commendatore* gemacht. Tresca hatte ihn von 1934 an kontinuierlich auf den Seiten des *Martello* angegriffen und ihn bezichtigt, eine grosse Nummer in der *Marese*<sup>28</sup> zu sein, dem mächtigen Mafiaclan, zu dem hauptsächlich die Sizilien-Amerikaner gebürtig aus Castellamare del Golfo gehörten. Frank Garofalo beispielsweise war *Maresino*, einer der gefährlichsten *thungs* von New York.

Im September 1942 hatten einige Vertreter der demokratischen Partei mit italienischen Wurzeln versucht, Tresca und Pope miteinander zu versöhnen. Als der Herausgeber des *Progresso* erkannte, dass der Krieg sich für Mussolini zum Schlechten drehte, bereitete er seine Kehrtwendung vor. Deshalb war es für ihn unerlässlich, jede Reiberei mit einem alten und erfahrenen Antifaschisten wie Tresca aus der Welt zu schaffen. Tresca akzeptierte, sich mit Pope zu einem eigens für den Anlass organisierten Bankett zu treffen. Der sanguinische Anarchist setzte sich also zu Tisch, seinem Gegenspieler vis-à-vis, und zwang sich zu einer versöhnlichen Aura. Doch an einem gewissen Punkt, als er ein Pärchen Arm in Arm mit zwanzigminütiger Verspätung eintreten sah, sprang er auf und schrie: «Nichts zu machen! Ihr seid ein Haufen Faschisten und *gangsters!* Nicht einmal eine Brotkruste kann ich mit euch teilen!»

Das Zuspät-Kommer-Paar waren der berühmte Frank Garofalo und seine Geliebte, in diesem Falle verblüffenderweise niemand anderes als der zweite Staatsanwalt beim Bundesgericht von New York: die Anwältin Dolores Faconti.

---

<sup>28</sup> Ortsadjektiv zu *Castella»mare»* del Golfo

Tresca verliess wie eine Furie den Salon des Manhattan Club. Erst auf dem Gehsteig fiel ihm auf, dass er noch immer die Serviette um den Hals geknotet hatte. Pope und die anderen Tischgenossen waren, bleich und stumm, ausserstande, diese schwere Beleidigung zu schlucken.

Es gab danach solche, die behaupteten, der Grund für Trescas Wutausbruch sei vor allem seine geheime Passion für die Signora Faconti gewesen, die jedoch den Intimitäten eines Garofalo den Vorzug gab. Wie auch immer, nach einem Versuch, ihn am 9. Januar 1943 mit einer schweren Limousine auf dem Gehsteig umzunieten, wurde Carlo Tresca am Abend des 11. Januar zwischen neun und zehn Uhr mit zwei Revolvergeschüssen aus nächster Nähe erschossen. Er fiel wie vom Blitz getroffen an der Ecke Fifth Avenue und Fünfzehnte Strasse, keine hundert Meter von der Redaktion des *Martello* entfernt.

Jemand hatte den Schützen gesehen. Es war ein junger Typ von mittlerer Statur, dunklem Gesicht und dürr wie ein Stöckchen. Aber es handelte sich nur um einen gedungenen Killer. Wer jedoch hatte diesen Mord in Auftrag gegeben? Man schwankte zwischen den Kommunisten, die von Tresca mehrfach wüst attackiert worden waren, und den Faschistenfreunden von Brooklyn. Man wusste, dass Tresca, bevor er in die Vereinigten Staaten auswanderte, zusammen mit Mussolini in der Schweiz gewesen war und dass es zwischen den beiden zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen war. Aber sowohl die Kommunisten als auch die Faschisten, die von der Presse und dem Ermittlungsrichter Louis Pagnucco (dessen Ziel es war, den ‚roten‘ Vittorio Vidali unter Anklage zu stellen) ins Visier genommen worden waren, erklärten, sie hätten mit dem Verbrechen nichts zu tun.

Bis dann die *police* von New York mit absoluter Sicherheit den Täter ausfindig machte; es handelte sich um einen gewissen Carmine Galante, der schon einmal wegen Mordes hinter Gittern war und vor Kurzem erst ‚auf Ehrenworts also unter ständiger Überwachung, freigelassen worden war. Zwei Agenten der *Vigilance Section*, G. Talianoff und F. Ben-

son, bezeugten, dass der *slayer*, der geschickt worden war, um Tresca kaltzumachen, ganz sicher Galante war.

An diesem Punkt schaltete sich einer von den Redakteuren des *Martello*, die Tresca am nächsten gestanden hatten, in diesem Falle Ezio Taddei in die Ermittlungen ein und fand heraus, dass Galante ein Mafioso des Marese-Clans und obendrein Patenkind von Frank Garofalo war. Er entdeckte überdies, dass Galante von einem bedeutenden Transportunternehmen, der ‚Knickerbocker Trucking‘, kontrolliert von einem Advokaten namens Di Falco, seines Zeichens Patenkind von Generoso Pope, ein hohes Gehalt für gänzlich inexistenten Leistungen bezog.

Im Anschluss an diese Entdeckungen war Ezio Taddei bei Richter Pagnucco vorstellig geworden und hatte ihn aufgefordert, Anklage gegen Frank Garofalo und Generoso Pope wegen des Mordes an Carlo Tresca zu erheben. Er erklärte sich bereit, für die Anklage vor dem grossen Schwurgericht auszusagen.

Pagnucco verwarf die Anzeige aus Mangel an sachdienlichen Elementen und nach einigen Vernehmungen liess er sogar Galante wieder frei. Taddei, der vor aller Ohren jederzeit seine Beschuldigung gegen Pope, Garofalo und die Mafia wiederholte, merkte, dass allmählich selbst seine besten Freunde es vermieden, mit ihm auf der Strasse zu verweilen, wenn sie ihm zufällig über den Weg liefen. Sie beschränkten sich auf knappes Händeschütteln und weg waren sie.

Schritt um Schritt geriet der Livorneser Schriftsteller in die Isolation. Er hatte den Eindruck, als seien um ihn in einem bestimmten Umkreis unsichtbare Barrieren errichtet. Eines Abends erklärte ihm jemand klipp und klar den Grund für das leere Rund: «Glaubst du, es macht Spass, mit jemandem herumzulaufen, der von einem Moment auf den nächsten von Kugeln aus einer vorbeifahrenden Limousine getränkt werden könnte?»



Der Major Kall liess die vierte Flasche, die er während seiner Erzählung geleert hatte, in die Kiste fallen. Er tropfte aus allen Poren, als wäre sein Schreibtisch ein Türkisches Bad.

«Verstehst du jetzt?», fragte er. «Wir haben hier auf der Liste stehen, dass Carmine Galante *auch er nach Italien kommen muss, weil von den Amerikanern nicht erwünscht*. Dann haben wir noch stehen, dass ein Cousin von Galante *auch er* kommt, und nach dem Cousin noch ein anderer Cousin. Und schon sind zwei Cousins von Garofalo gekommen, und Rafael Bochicchio, der mit Garofalo wie ein Bruder ist! Und dann ist Garofalo grosser Freund von Vito Genovese! Genovese, der mit *Army* war, nach unserer *Auslandung* in Sizilien, wurde in die USA geschickt wegen eines Prozesses von *killung*, von Mord, den er schon seit fünf Jahren passieren musste. Aber hier in Italien sind viele andere geblieben, die, um Genovese zu Gefallen zu sein, *allen* Dienst für Garofalo und also auch für Galante tun würden. *Get me?* Begreifst du? *Okay!* Also, wenn du ein Wort, ohne Aufregung, an deinen Bekannten Taddei weitergeben könntest, wäre es gut. Sag ihm, es ist sehr viel böses Volk aus New York hier in *Italy!* Und dass ein Mann keinen besseren Beschützer finden kann als sich selbst, wenn er gewarnt worden ist. Und damit *ciao*. *What the hell!* Nicht mal in der Hölle ist es so heiss wie hier! Morgen bleibe ich gleich in der Badewanne, wirst schon sehen!»

Meine Mitteilung ‚ohne Aufregung‘ machte ich Taddei ungefähr zwei Monate später; und zwar sobald wir uns unter vier Augen in einer Bratstube im Viertel San Gioacchino in Trastevere gegenüber sass. Was ich ihm zu sagen hatte, sagte ich so rasch wie möglich. Unter anderem versuchte ich, ihm begreiflich zu machen, dass Major Kall ganz und gar kein Typ war, der sich von irgendetwas über die Massen beeindruckt liess. Wenn also jemandem wie ihm gewisse Sachen Kopfzerbrechen bereiteten, dann musste es sich um ernstlich besorgniserregende Dinge handeln.

«Ich bedaure, dass ausgerechnet ich damit beauftragt wurde, Dir diese wenig heiteren Argumente zu hinterbringen», sagte ich abschliessend, «aber man sieht, dass Kall, das Umfeld deiner Bekannten absuchend, die dich nach deiner Rückkehr frequentiert haben, keinen passenderen Mittelsmann gefunden hat.»

Er hörte mir, den Blick auf den Teller voller Frittiertes gerichtet, bis zur letzten Silbe zu, und als er die Augen hob, sah ich, dass sie vor Rührung feucht waren.

«Mir ist diese ganze hässliche Geschichte nochmals durch den Kopf gegangen, von Anfang bis zum Ende!», sagte er. «Diese Visagen, dieser Richter! All diese Schlappschwänze, die schleunigst ihres Wegs gingen, wenn sie mir begegneten, aus Angst, einen gewissen Prozentsatz an für mich bestimmtem Blei abzukriegen! Ich habe den grossen schwerfälligen Leib des armen Tresca wieder vor Augen gehabt, das Gesicht auf den Asphalt geknallt und die Arme nach vorn geworfen, als würde er in die Ewigkeit schwimmen! Was für bittere und beschämende Tage waren das, mein Lieber! Was die Mörder angeht, die mich auf dem Kieker haben, weil ich die Mafia und ihre hohen Patrons anzeigte, weiss ich sehr wohl, dass einer der Schlimmsten nach Italien zurückgekehrt ist. Ich weiss das deshalb so genau, weil genau dieser Cousin von Galante, von dem dir der Major erzählt hat, ein gewisser Lo Coco, mit mir auf der *Gripsholm* unterwegs war. Und eines Abends, als er sicher war, nicht gesehen zu werden, hat er mir gegenüber die klassische todverkündende Geste gemacht, den Zeigefinger wie ein Rasiermesser über die Kehle führend. Und zur Erwiderung habe ich ihm ein anderes, weniger schnittiges, im Bezug zur Kehle sehr viel tiefer gelagertes Zeichen gemacht. Ich machte so.»

Er wiederholte die Geste sehr plastisch, und ein paar Touristinnen, die sich am Nebentisch mit Frikadellen vollstopften, rissen die Augen auf.

Ezio Taddei hatte keine dieser Begegnungen gehabt, wie sie der Major Daniel Kall so sehr befürchtet hatte. Er starb im Mai 1956 in einem

Bettchen des Policlinico, nachdem er noch weitere fünf Bücher verfasst hatte. Er war sechzig Jahre alt geworden. Genauso alt wie Carlo Tresca, als Carmine Galante ihn ermordete. Der Arzt bescheinigte ihm bei der Aufnahme ein Herz in katastrophalem Zustand. «Es sieht aus, als hätten sie darauf herumgetrampelt», sagte er.

*Nachwort  
für einen  
Überlebenden*

Über die Mafia wurde in den vergangenen Jahren auch im deutschen Sprachraum viel geschrieben und diskutiert. Da waren Roberto Savianos Enthüllungen über die neapolitanische Mafia, es wurde geschrieben und spekuliert über die Hintergründe der Duisburger Morde im Auftrag der kalabresischen 'Ndrangheta', Savianos Buch wurde verfilmt, war Gegenstand zahlreicher Talkshows, und Standardwerke zum Thema Mafia erschienen in grossen Publikumsverlagen. Warum aber Gian Carlo Fuscos *«Die Unerwünschten»* mehr als vierzig Jahre unübersetzt blieb, darüber lässt sich nur spekulieren. Das Buch erzählt nämlich einen Aspekt der Geschichte der italoamerikanischen Mafia, der dem immer wieder um die gleichen Themen kreisenden Medien-Diskurs zum Thema «Mafia» ein neues Moment hinzufügt. Dies ist ein besonderes Buch, denn nur jemand wie Fusco, mit seinen Kenntnissen und vor allem der persönlichen Erfahrung in der Unterwelt, konnte zu seiner Zeit so nahe an die hier gezeichneten Menschen herantreten. Der aufmerksame Leser wird an manchen brisanten Momenten einen leicht erhöhten Pulsschlag verzeichnen, immer dann wenn der Autor sich erdreistet, die Lebensführung der Ex-Gangster zu kritisieren, worauf jedes Mal ein gefährliches Schweigen entsteht. Trotzdem geht es immer glimpflich aus, da nur Fusco die nötige *Street credibility*, wie man heute sagen würde, besass, um sich so weit aus dem Fenster lehnen zu können, mit anderen Worten: nur er konnte sich auf Augenhöhe mit den Mafiosi unterhalten.

Gian Carlo Fusco wurde 1915 in La Spezia geboren. In seinen Adern floss eine bizarre Mischung, wie alte Hafenstädte sie hervorbringen. Der Stammbaum liest sich nicht nur wie ein Register italienischer Städte von Nord bis Süd, sondern verzeichnet auch fernere Wurzeln, englische, argentinische, spanische und sephardische Elemente bis hin zu einer Urgrossmutter, die zur Hälfte Zigeunerin war. Berufe und Tätigkeiten seiner Ahnen und Verwandten sind nicht weniger imposant: ein Urgrossvater war Freimaurer, ein Grossvater Zirkusdirektor, ein anderer Anarchist und sein Onkel väterlicherseits war zu seiner Zeit ein berühmter Poet.

1922, beim Marsch auf Rom, war Fusco sieben Jahre alt, ein Kind des Faschismus. Sein Leben lang galt er als dessen wandelndes Geheimarchiv und verdankte dieser Eigenschaft auch seine Karriere als Journalist: Seine erstmals 1949 erschienenen Reportagen über die vielen Lächerlichkeiten, die strategischen und politischen Patzer der Mussolini-Diktatur, an deren erster Stelle der Griechenland-Albanien-Feldzug stand, an dem Fusco selbst teilnehmen musste, trug bereits damals das ihre bei zur italienischen Vergangenheitsbewältigung. Der Faschismus, so lautete Fuscós Botschaft, war entweder zum Heulen oder zum Lachen. Geschrieben in einem damals unerhörten Stil, trocken, knapp und flüssig, mit angelsächsisch kinematografischen Anleihen, bereiteten Fuscós Geschichten die Leserschaft auf die Zukunft vor. *«Le rose del ventennio»*<sup>29</sup>, nach dem Krieg als Artikelserie veröffentlicht und 1958 erstmals bei Einaudi als Buch erschienen, sind heute noch, nachdem sie im Jahr 2000 vom sizilianischen Verlag Sellerio erstmals wieder aufgelegt wurden, ein begehrter Lesestoff: 2010 erschien das Buch in vierter Auflage: ein schmales Bändchen, aber ein prallgefülltes Sammelsurium haarsträubender Geschichten.

---

<sup>29</sup> «Ventennio» nennt man in Italien die Ära des Faschismus, da sie zwanzig Jahre gedauert hat – ungefähr so lange wie die Ära von Silvio Berlusconi.

Jedem, der sie hören wollte, erzählte Fusco sein Leben lang eine absurde Anekdote aus dem KZ Bergen-Belsen, wo er infolge subversiver Umtriebe in Albanien gelandet war. Eines Tages erhielt er den Befehl, die Latrinen zu putzen, und zwar so blitzblank, dass man sich darin spiegeln können sollte. Gewissenhaft führte Fusco den Auftrag aus. Als der SS-Mann sich das Resultat besah, lobte er ihn mit den Worten «Sehr schön. Intellektueller, wie?» Dabei war Fusco das Gegenteil des zurückgezogenen Dachstubenschriftstellers. Zwar schrieb er sein Leben lang und gehörte zu den beliebtesten Journalisten Italiens. Jedoch war das Schreiben wie für alle ambitionierten Schriftsteller auch für ihn mit Qualen verbunden. Vor allem fand er, dass es ihn von seiner eigentlichen Bestimmung fern hielt, dem Leben, aus dem er seine Geschichten zog, und den Menschen. War ein Text gedruckt, überliess er ihn seinem Schicksal und suchte schleunigst wieder den Kontakt zu ihnen, wobei er stets die Ausgestossenen den Privilegierten, die Kriminellen den ordentlichen Bürgern, die Huren den feinen Damen vorzog. Sein Idol blieb Charles Baudelaire, dem er in seinen reiferen Jahren mit einer Romanfigur namens *Charles Fiori* ein Denkmal setzte.

Fusco trank viel Grappa, und wie alle Alkoholiker war er jähzornig: Es genügte eine Kleinigkeit, damit er an die Decke ging und wie ein neapolitanischer *guappo* das Messer oder die vom Vater geerbte Pistole zückte, und es ist ein Wunder, dass sie nur ein einziges Mal zum Einsatz kam, besieht man sich die lange Liste an Handgreiflichkeiten, die seine nächtlichen Streifzüge begleiteten. Eines Abends kam es in seinem bevorzugten Nachtlokal, dem «Anthony», zu einer gefährlichen Begegnung mit dem aufstrebenden Mailänder Boss Francis Turatello, genannt *Faccia d'angelo* (Engelsgesicht), auf dessen Abschussliste Fusco gelandet war, weil er angeblich Informationen weitergegeben hatte. Grosse Spannung lag in der Luft. Der Boss sass umringt von Unterhaltungsdamen in einer Sofaecke. Fusco ging hin, zog sein Gebiss heraus und liess es in

Turatellos Whisky fallen. Der schoss in die Höhe, die Mädchen sprangen kreischend beiseite, aber das Engelsgesicht rief: «Freundchen, Du bist ganz schön mutig», und umarmte ihn. Als es schliesslich doch einmal zu einer nächtlichen Schiesserei kam, bei der Fusco seinen Gegner zum Glück nur streifte, wurde er tags darauf zum Polizeipräsidenten vorgeladen, der Fusco mit ein paar deutlichen Worten nötigte, die Stadt zu verlassen und seinen Wohnsitz nach Rom zu verlegen. Fusco hätte ohne Weiteres schon früher auf der Strecke bleiben können, und sein Schriftstellerkollege Beppe Benvenuto lag ganz richtig, als er ihn einen Überlebenden nannte.

Neben dem Alkohol und der Vergnügungssucht sorgte Fuscoss unstillbare Neugierde an der «mala vita», der Unterwelt, dem Verbrechen und seiner Exekutive, den Ganoven aller Art dafür, dass er die Nächte in Bars und anderen Nachtlokalen statt im eigenen Bett verbrachte. Sein Herz schlug stets für die gesellschaftlich Benachteiligten, und obwohl er wegen «unmoralischem Benehmen» aus der Partei geflogen war, blieb er sein Leben lang Kommunist. Als er längst ein erfolgreicher Journalist war und sich selbst zu den Satten der Gesellschaft zählen durfte, setzte er seiner politischen Gesinnung auf persönliche Art und Weise, mit viel Humor und Historie, nochmals ein Denkmal mit einem gewissermassen ur-materialistischen Sujet: *L'Italia al dente*, eine Sammlung kurzer Erzählungen, deren Protagonist immer das Essen ist, von wo aus historische Streifzüge in die jüngere Geschichte Italiens unternommen werden.

Doch weder seine kommunistische Gesinnung noch seine Vorliebe für die Randgruppen der Gesellschaft scheinen ihm im Wege gestanden zu haben, als er eines seiner erbaulichsten Bücher schrieb: «Papa Giovanni». In seinem gewohnt pointierten und anekdotenreichen Stil beleuchtet Fusco das vielseitige Leben Angelo Roncallis, der zwischen 1958 und 1963 als Papst Johannes XXIII. den Stuhl Petri innehatte. Fusco hatte Roncalli, der aus einer armen Bauernfamilie aus der Gegend

von Bergamo stammte und stolz war auf seine bescheidene Herkunft, während dessen Zeit als Kardinal und Patriarch von Venedig persönlich kennengelernt, nachdem er den lasterhaften Zeitvertreib einiger Franziskanermönche am Strand von Venedig aufgedeckt hatte. Den Journalisten und den Geistlichen verband ein jeweils ganz individuell ausgeprägter Hang zum Unmoralischen. Als Roncalli noch apostolischer Gesandter in Paris und eines Abends der Einladung zu einem eher mondänen Abendessen gefolgt war, zeigte sich ein anderer Gast sehr verblüfft über seine Anwesenheit, worauf der päpstliche Bote ihm freundlich antwortete: «Ist dies ein moralischer Ort, dann dürfen wir beide hier bleiben. Ist es hingegen ein unmoralischer Ort, dann müssten Sie ihn verlassen, während es meine Aufgabe wäre, zu bleiben.»

In Zeitungskreisen war Fusco bereits hinreichend bekannt als Philologe des Verbrechens. Jedoch entstand das Projekt, über die Unerwünschten zu schreiben, vermutlich erst im Jahr 1958, denn bis dahin hatten ihn Krieg und Faschismus noch immer hauptsächlich beschäftigt. Im August des Jahres war in Corleone ein Konflikt zwischen rivalisierenden Mafiafamilien ausgebrochen. Unverzüglich reiste Fusco von Venedig, wo er die Sommer verbrachte, um über das Filmfestival zu berichten und an den anderen Festivitäten der Lagunenstadt teilzunehmen, nach Sizilien. Er verbrachte fast zwei Monate auf der Insel und schrieb eine ausführliche Reportage über die «Gesellschaft der zugenähten Münder». Vermutlich fand damals auch die Begegnung mit dem Ex-Gangster Nicola Valente (s. Kapitel Eins) statt. Was Fusco, ein Meister der pointierten Bildsprache, die «zugenähten Münder» nennt, in Anspielung auf das eherne Gesetz der *omertà*, wurde zu dem Nährboden, auf dem das organisierte Verbrechen ungehindert über die folgenden Jahrzehnte wuchern konnte. Fusco prophezeite, dass sich die Mafia schon bald nicht mehr bloss mit Vieh, Schwefel und Orangen begnügen werde, und er sprach von «anderen, bereits anvisierten kostbaren



Rohstoffen, die dabei sind, die Insel in einen riesigen Tresor zu verwandeln». Wahrscheinlich hatte er dank seiner hervorragenden Kontakte zur Unterwelt längst erfahren, was ein Jahr zuvor bei einem Treffen italoamerikanischer und sizilianischer Bosse im *Hotel des Palmes* in Palermo beschlossen, aber noch nicht umgesetzt worden war: Sizilien sollte ein zentraler Knotenpunkt des internationalen Drogenhandels werden. Die Mordserie von 1958 war nur der Quellbach eines reisserischen Stromes an Leid und Blut, den die wirtschaftlichen Interessen dieser neuen Mafia fordern sollten.

Gian Carlo Fusco starb am 17. September 1984 mit 69 Jahren in Rom. Dieses Buch über die sogenannten *Unerwünschten*, die allesamt ums Überleben kämpfen müssen, ist das persönlichste unter seinen Büchern, und niemand anderes konnte es schreiben als er – ein Überlebender.

**Adrian Giacomelli**

## **Gian Carlo Fusco,**

geboren 1915 in La Spezia, starb 1984 in Rom. Er war Schauspieler, Entertainer, Journalist sowie ein noch zu entdeckender grossartiger Chronist und Porträtist der italienischen Mentalität. Und er wurde selbst zur Filmfigur: 2003 erschien der italienische Spielfilm *«Gli indesiderabili»*, der Fuscus Recherchen im Mafiamilieu auf die Leinwand brachte.

BEREITS ERSCIENEN:

Uwe Nettelbeck

**Der Dolomitenkrieg**

Bebilderte Neuausgabe mit einem Nachwort

von Detlev Claussen

An düsteren Schauplätzen war der Erste Weltkrieg reich. Eines der schrecklichsten Kapitel aber wurde in einer der erhabensten und schönsten Landschaften Europas geschrieben: In den Dolomiten lagen sich zwischen 1915 und 1918 Italiener und Österreicher gegenüber. Sie töteten sich gegenseitig mit Schusswaffen, Sprengstoff, Bajonetten und, ja, Morgensternen. Sie starben in Lawinen, bei Abstürzen oder durch Erfrieren. Sie bestiegen zuvor als unzugänglich geltende Berge, nur um sich gegenseitig herunterzuschiesen. Sie durchbohrten den Marmolata-Gletscher, nur um im ewigen Eis Waffen zu lagern. Sie sprengten Felsen und entstellten die Landschaft für immer. Über dieses groteske Drama hat Uwe Nettelbeck ein schmales, geschliffen formuliertes Stück dokumentarischer Literatur verfasst.

*«Der ‚Dolomitenkrieg‘ berichtet vom Verlust von zuerst Vernunft,  
dann von Verstand und schliesslich von einem Krieg,  
der zur zweiten Natur wird, die eben kein Ziel kennt,  
sondern in der zivilisatorischen Naturkatastrophe endet.»*

Detlev Claussen

Maike Albath

## Rom, Träume

Moravia, Pasolini, Gadda und die Zeit der Dolce Vita

Die vielleicht schönsten Seiten der italienischen Nachkriegsgeschichte wurden in Rom zurzeit der Dolce Vita, der fünfziger und sechziger Jahre geschrieben. Fellini und andere drehten in Cinecittà, auf der Via Veneto drängelten sich Hollywood-Stars. Das Antlitz der Zeit aber wurde geprägt von den Freunden um Elsa Morante, Alberto Moravia, Carlo Emilio Gadda, Ennio Flaiano und Pier Paolo Pasolini. Sie mischten sich mit polarisierender Stimme in das politische und kulturelle Geschehen. Mit ihren Büchern und heiss umstrittenen Filmen schrieben sie ein bis heute unvergängliches Kapitel italienischer Kulturgeschichte. Maike Albath macht in ihrem Buch, in dem viele Zeitzeugen zu Wort kommen, die unvergleichlich kreative Atmosphäre jener römischen Jahre noch einmal fühlbar.

*«Eine mitreissende, vielschichtige kulturgeschichtliche Studie.»*

Ursula Keller, DIE ZEIT

© 2003 Sellerio editore, Via Siracusa 50, Palermo

Titel der Originalausgabe: *Gli Indesiderabili*

© der deutschen Übersetzung:

2014 Berenberg Verlag, Sophienstrasse 28/29, 10178 Berlin

**Konzeption!Gestaltung:** Antje Haack | Lichten.com

**Satz | Herstellung:** Büro für Gedrucktes, Beate Mössner

**Abbildungen:** Einbandvorderseite, Einbandrückseite und  
Frontispiz von picture alliance /dpa

Einbandrückseite: Gian Carlo Fusco mit Kollegen im Café Rosati,  
rechts der Dichter und Journalist Gaio Fratini, Rom 1961

**Reproduktion:** Frische Grafik, Hamburg

**Druck und Bindung:** CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-937834-69-6

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader